1,60 DM / Band 85
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Ryder Delgado

Die Monster-Freaks von Amsterdam

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 800 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- inkl. / Spanien P 70



Die Monster-Freaks von Amsterdam

Damona King Nr. 85

von Martin Eisele

erschienen am 17.05.1982

Die Monster-Freaks von Amsterdam

Sie sind Ausgestoßene der Hölle!

Ehemalige Dämoninnen und Dämonen, die auf Asmodis'

Richtspruch in Krüppel und häßliche Mischwesen, halb Monster, halb Mensch, verwandelt worden sind. Bestraft, weil sie den ehernen Schwarzen Gesetzen der Dämonen zuwidergehandelt oder nicht gehorcht haben. Bestraft – und ausgestoßen!

Verdammte! Vogelfreie! Keine Dämonen mehr, aber auch keine richtigen Menschen, sondern – *Freaks!* Sie leben überall auf der Welt. In den tristen Elendsvierteln der großen Städte. Versteckt. Zurückgezogen. Verängstigt wie gehetzte Tiere.

Denn ihre ehemaligen Brüder haben sie nicht vergessen. Jeder auch noch so niedere Dämon kann ihnen auflauern und sein grausames Spiel mit ihnen treiben. Niemals jedoch darf einer von ihnen getötet werden, so hat Luzifer es befohlen. Denn das Dasein als Freak ist schlimmer als der Tod. Viel schlimmer…

Draußen heulte der Sturm.

Ein geisterhaftes Jaulen und Säuseln und Wimmern, das durch jede Ritze, durch jeden Spalt ins Haus einzudringen schien.

Verena Kelter strich sich über die Oberarme. Obwohl sie warm angezogen war, fror sie. Es war kalt im Haus. Von der Tür und den Fenstern her strichen frostige Luftschauer.

Verena erhob sich mühsam aus dem Ohrensessel und humpelte zum Fenster. Die Dunkelheit, die das Haus umgab, machte ihr Angst. Die hohen Weiden bewegten sich im Wind: majestätisch schaukelten sie, während sich die langen, peitschenartigen Äste wie Tentakel erhoben und im Wind züngelten.

Schatten unter Schatten waren diese Äste.

Weder die benachbarten Häuser, noch die Grachten Amsterdams waren zu sehen.

Es war eine Nacht, in der sich die *Schwarzen* wohl fühlen mußten.

Sie wußte es. Deshalb wurde ihre Angst auch immer größer. In solchen Nächten waren sie aktiv – sie, die Schwarzblütler, die Dämonen, die Elementargeister, die Feen und Trolle.

Sie konnte sie spüren, wie sie draußen, in der aufgewühlten Nacht, ihren grausigen Reigen tanzten, unsichtbar, und doch real vorhanden.

Verena Kelter streckte die rechte Hand aus, erwischte den Vorhang und zerrte ihn vor das Fenster. Dann schloß sie auch alle anderen Fenster.

Es war ein altes Haus, Rolläden gab es nicht, nicht einmal hölzerne Fensterläden, die sie hätte schließen können. Wie oft hatte sie das schon bedauert. Vor allem in Nächten wie dieser.

Schwer atmend ging sie auf ihren verkrüppelten Beinen an die Wohnzimmertür. Sie vibrierte in den Angeln. Der Wind bewegte sie.

Es sah unheimlich aus.

Verena Kelter öffnete die Tür. Das helle Licht der beiden kleinen Wandlampen füllte das Zimmer aus; jetzt fiel es auch als fahler Streifen auf den Boden des Korridors hinaus.

Dort, wo Licht war, war Sicherheit in einer Nacht wie dieser.

Als Verena in den finsteren Korridor hinaustrat, glaubte sie, eine flüchtige, schwammignasse Berührung an ihrer linken Hand zu spüren. Sie drehte auch im Flur das Licht an – und atmete auf.

Nichts. Sie war allein.

Aber der Schrecken saß ihr wie eine glühende Nadel im Genick.

Hastig ging ihr Atem. Ihr Herzschlag jagte.

Verena Kelter machte in dem kleinen Haus die Runde. Es war Routine für sie. Sie machte sie immer, wenn es dunkel wurde oder wenn ein Gewitter heraufzog. Überall waren die Fenster verschlossen und die Vorhänge zugezogen. Die Türen waren ebenfalls versperrt. Und darauf waren magische Schutzformeln geschrieben.

Sie brauchte keine Angst zu haben.
Das redete sie sich immer wieder ein. Ihr breites Gesicht zuckte heftig. Ihre Lippen bebten; die Hasenscharte, die sie teilte, zuckte.
Das rechte Auge wurde größer und größer.
Auch ihr Körper *veränderte* sich unter ihrer Angst. Denn sie hatte Angst, obwohl sie sich einredete, daß sie keine zu haben brauchte.
Der Buckel, ein bizarrer Höcker, pulsierte und vergrößerte sich ebenfalls, bis er ihren ganzen Rücken überzog. So mußte Verena noch weiter vornübergebeugt gehen. Ihr Hals schmerzte. Ihre Hände wurden wie von fiebrigen Krämpfen durchlaufen. Sie konnte sie kaum mehr kontrollieren. Speichel tropfte aus dem zuckenden Mund. Fahrig wischte sie ihn immer wieder mit dem Handrücken weg.
Sie war nahe daran, zu weinen.
Sie war auch so ein Monstrum – auch ohne die Angst dieser Sturm- und Gewitternächte. Aber diese Angst machte alles noch schlimmer. Voller Qual, voller Schmerzen, humpelte Verena Kelter in ihr erhelltes Wohnzimmer zurück.
Die Tür ließ sie angelehnt stehen. Die alte Standuhr tickte monoton. Die ebenfalls alten Möbel wirkten gemütlich. Das hier war Verenas Heim. Hier hatte sie sich verkrochen. Damals, nachdem sie aus der Schwarzen Familie ausgestoßen worden war.
Damals, als sie zum Freak gemacht worden war.
Über zehn Jahre war das jetzt her, und seitdem hatten sie die ehemaligen Gefährten in Ruhe gelassen. Aber die Angst vor ihnen war ständig dagewesen.
Zu recht, wie Verena plötzlich wußte. Das Ticken der Uhr setzte schlagartig aus. Eisige Stille herrschte. Ein monströser Schatten schien sich über die Lampen zu stülpen. Das Licht wurde düster.
Verena Kelter stand wie festgenagelt da, ihre Hände zuckten. Ein grauenvolles Röcheln und Grollen und Heulen brach los. Es kam von der grünbraunen Bronzebüste, die ihren Vater darstellte.
Der Bronzeüberzug blätterte ab, das Gesicht wurde pockennarbig, wie von Säure zerfressen. Und lebendig. Der Mund klaffte auf. Das Gesicht verzerrte sich wie unter rasenden Schmerzen. Lauter heulte der Wind und mischte sich mit dem dämonischen, tierhaften Knurren und Grollen. Ein Auge kullerte aus der Augenhöhle der Büste – wurde zu einem *richtigen* menschlichen Auge – und prallte hart auf den Boden.
Gleichzeitig brach das Inferno los…

***

Grauschwarze, schuppige Hände umkrallten ihren Hals!
Hände, die zu keinem Körper gehörten!
Rings um Verena züngelten grelle Flammenbündel. Ihre

Wohnzimmereinrichtung wurde von einem wütenden Sturmwind durcheinandergewirbelt und zertrümmert. Blitze loderten. Aus dem zuckenden Schädel der Bronzebüste stiegen stinkende Schwefeldämpfe auf und breiteten sich wie Nebelschwaden aus. Die Geisterhände verwuchsen damit.

Verena wurden die Füße unter dem Leib weggerissen. Nach Atem ringend, stürzte sie. Sie spürte weitere Hände, die sie packten.

Aus dem Nebel über ihr schälte sich ein Gesicht. Eine riesige Fratze, wie die eines wütenden Bluthundes, die Augen waren tellergroß, rund, die Haut wirkte verfault und grünlich, spitze Reißzähne waren gebleckt, über die Geifer flockte.

»Du weißt, weshalb ich zu dir gekommen bin?« fragte der Dämon.

»Du – du willst mich quälen.« Sie konnte kaum richtig atmen. Die Krallen hatten sie auch um die Leibmitte gepackt.

»Falsch«, knurrte der Dämon. »Überlege noch einmal…«

Das Wallen des Nebels wurde hektischer. Verena wurde von dem schwarzgrauen Nichts eingehüllt, und auch die Klauen packten fester zu, zogen sich wie Eisenklammern zusammen.

Das Gesicht des Dämons begann, gelblichrot zu schillern. In den unnatürlich großen Augen loderte ein Feuer, wie es sonst nur in der Hölle vorkommen konnte.

»Ich weiß nichts, wirklich nicht!«

»Du lügst!«

Eiskalt und schneidend war die Stimme.

Der Nebel zog sich um Verena Kelter zusammen. Er fühlte sich an wie eine feuchte, sehr glatte, geschmeidige Haut. Sie versuchte, sich zu bewegen. Noch ging es. Aber sie konnte den Zeitpunkt abschätzen, an dem sich der Nebel so fest um sie geschlossen hatte, daß – »Was willst du?« schrie Verena röchelnd. »Du kommst in mein Haus, du schlägst mich, und du redest in Rätseln…«

»Oh, es geht um diese legendäre Vereinigung von euch Freaks…«, sagte der Dämon, von dem nur das Gesicht zu sehen war. Wie ein Zerrbild schwebte es über Verena Kelter im Nebel. »Um die Bruderschaft, wie ihr sie nennt. Asmodis weiß Bescheid, liebste Verena. Asmodis weiß immer Bescheid. Seine Spione sind überall.«

»Dann – dann weiß Asmodis mehr als ich!« keuchte Verena. Der feuchtkalte Druck des Nebels nahm zu.

»O nein, sag doch so etwas nicht!« Das Dämonengesicht verzog sich, wurde länglich wie ein Tropfen, die Augen schienen aus dem Gesicht herauszuschweben – zwei Augäpfel, blutrot, die im Raum hingen. Die Pupillen pulsierten leicht, die Iris funkelten und gleißten, während das Gesicht nun in den Hintergrund schwebte. Nebelschwaden wirbelten und wallten davor und sorgten dafür, daß sie es nur noch undeutlich sah. Die Augäpfel jedoch blieben.

Sie starrten Verena an.
Und Verena wußte, daß sie vor diesen Augen nicht bestehen konnte.
Sie sahen ihr bis in die tiefste Seele – falls sie als Freak so etwas überhaupt besaß.
»Ich komme in Asmodis' Auftrag«, sagte der Dämon. Seine Stimme klang wie aus weiter Ferne. »Ich komme, um alles über die Bruderschaft der Freaks zu erfahren. Wer ist der Anführer? Wessen Idee war es, daß ihr unwürdigen Kreaturen euch zusammenschließt? Weshalb schließt ihr euch zusammen? – Wollt ihr uns Dämonen die Stirn bieten? Wollt ihr uns frech ins Antlitz sehen – und nicht mehr bereuen… Nicht mehr Buße tun für das, weshalb ihr zu Freaks gemacht worden seid?« Der Dämon machte eine kurze Pause. »Rede, Verena … Überlege nicht zu lange … Meine Geduld ist sehr begrenzt, und Asmodis hat mich mit Sondervollmachten ausgestattet.«
»Du – du darfst mich töten?«
»Das wäre zu großzügig«, erwiderte der Dämon. »Nein, der Fürst der Finsternis will dir keine Gnade erweisen – jedenfalls nicht, bevor du nicht geredet hast. Danach – vielleicht…«
Verena Kelter sackte in sich zusammen. Der Nebel, der sich auf ihre Haut gelegt hatte, vibrierte, als würde er leben. Der Tod – wie oft hatte sie ihn sich herbeigewünscht in den letzten Jahren? Oft. Zu oft. Sie ertrug die Angst nicht, die allgegenwärtig war. Sie wollte sterben, ja, aber ohne Asmodis Zustimmung ging das nicht. Kein Freak konnte sterben, wenn der Fürst dies nicht wollte.
Also – mußte sie reden. Die Bruderschaft verraten. Konnte sie das verantworten?
Denn natürlich wußte sie Bescheid über das Hoffnung verheißende Bemühen, alle Freaks von Amsterdam zusammenzuschließen. Einigkeit macht stark, so ging es von Mund zu Mund. Nicht mehr länger sollten die Freaks, die Mißgestalteten, die Krüppel, Freiwild der Dämonen sein. Nicht mehr länger sollten sie ihr Dasein in Angst und Grauen fristen.
»Sie wollen nichts gegen euch unternehmen«, quetschte Verena heraus. »Laßt sie in Frieden. Bitte.«
»Oho, das werden wir uns überlegen, wenn wir genügend Einzelheiten wissen. Aber ich sehe, du weißt doch Bescheid. Wie schön. Wie erfrischend und ermunternd. Weiter!«
Die Augen hingen jetzt direkt vor Verenas Gesicht. Ein unheiliger Bann strahlte davon aus. Die Pupillen waren grellweiß, die Iris funkelten grün, schwarz, gelb.
Und der Nebel legte sich in Verenas Mund fest, in ihren Lungen, er breitete sich in ihrem Körper aus, bis er sie ganz erfüllte, bis er sie umhüllte und erfüllte. Sie war in seiner Gewalt.
»Weiter!« zischelte der Dämon noch einmal.

»Ich – ich verrate sie nicht«, keuchte Verena gequält. »Sie wollen nichts, als in Ruhe und Frieden leben. Mehr sage ich nicht. Ich verrate meine Brüder und Schwestern nicht.«

»Du bist widerspenstig«, stellte der Dämon fest. So etwas wie Überraschung schwang in seiner Stimme.

»Ich muß es sein. Es tut mir leid.«

»Oh, das wird es dir wirklich tun, wenn ich mit dir fertig bin.« Der Dämon flüsterte jetzt nur noch. Aber es war ein boshaftes, ein teuflisches Flüstern, das von überallher kam. »Glaube mir, es tut mir leid, daß ich dir jetzt weh tun muß, sehr weh tun muß. Aber du willst es nicht anders. Dabei ist es so sinnlos. Ich finde jemanden aus eurem lächerlichen Verein, der gerne bereit ist, zu reden. Du denkst nur an den Tod, Verena, aber hast du auch schon einmal daran gedacht, daß Asmodis auch großzügig sein kann? Er könnte dich von deinem Freak-Dasein erlösen, er könnte dich wieder zu einer Dämonin machen und dich sodann wieder in die Schwarze Familie aufnehmen? Na, wie hört sich das an?«

»Ich will nicht mehr zu dem werden, was ich einmal war. Ich – ich will nicht mehr Böses tun. Und die anderen Freaks auch nicht. Deshalb die Bruderschaft. Wir wollen unser Leben unter den Menschen leben, wir wollen keine Ausgestoßenen, keine Gehetzten mehr sein… Ist das zuviel verlangt?« Jetzt standen Tränen in ihren Augen. Ihr Körper verkrampfte sich, der Buckel auf ihrem Rücken strahlte Schmerzwellen aus, die sie kaum mehr ertragen konnte.

»Oh, wie idealistisch sich dies anhört«, kicherte der Dämon. »Wir wollen leben«, äffte er daraufhin nach. »In Frieden und Ruhe leben…« Abfällig klang seine Stimme. »Das aber sollt ihr nicht, Ihr seid verflucht. Euer Dasein ist Strafe, ewige Strafe. Verstehst du das, Verena? Deshalb kann Asmodis nicht zulassen, daß ihr euch einfach Ruhe und Frieden schafft. Es geht nicht – es ist unmöglich!«

»Du kannst mich quälen, du kannst alles mit mir anstellen, alles, wozu du fähig bist, du Scheusal, aber ich werde sie nicht verraten!«

Verenas Lippen zitterten. Sie wußte, was diese Worte für sie bedeuteten. Nicht den Tod – nein, den ganz bestimmt nicht, aber dafür unsagbare Schmerzen…

Die Dämonenaugen glitten zurück, vereinten sich wieder mit dem Gesicht. Aus den Nebelschlieren wuchsen noch mehr dünne, gummiartige Arme, an deren Enden sich gewaltige Klauen formten.

Diese Klauen tasteten lautlos, gespenstisch aus allen Richtungen heran. Sie umfaßten den vor Angst zitternden Körper der Freak-Frau.

Verena schloß die Augen. Sie nahm sich vor, nicht zu schreien.

»Du hast es nicht anders gewollt«, wisperte der Dämon ungerührt.

Dann drückten seine Klauen zu – schwarze Magie wurde aktiviert, das Jaulen und Schrillen explodierte zu einer furchtbaren

Begleitmusik, und Verena Kelters Körper wurde abermals *verändert*.
Verena vergaß ihren Vorsatz, sie schrie und schrie und schrie…

***

Zwei Tage später.
Eine düstere Nacht hing über Amsterdam.
Das Wetter hatte sich nicht gebessert. Schwere Regentropfen fielen in schrägen Bahnen vom Himmel und prasselten auf die Hausdächer, Straßen und Gassen Amsterdams. Das trübe Wasser der Grachten schäumte buchstäblich unter dem Bombardement des Regens. Blätter wurden von den Bäumen gerissen und davongeschleudert, um irgendwann irgendwo auf den Boden hinunterzutrudeln.
Aus rostzerfressenen, löchrigen Dachrinnen sprudelten Wasserfontänen, aus Gullideckellöchern wogten Nebelschleier.
In einer solchen Nacht waren nur wenige Menschen unterwegs.
Man blieb zu Hause, vor dem Fernseher, trank eine Flasche Bier und ging früh zu Bett. Oder man kuschelte sich enger an die Ehefrau, den Ehemann, den Freund, die Freundin. Wenn man die Nähe und die Körperwärme eines anderen Menschen spürte, eines Menschen, den *man gerne mochte*, dann ließ sich eine solche Nacht leichter ertragen.
Ohne bewußt daran zu denken, war auch Renee van Tom dieser Ansicht. Er verspürte tief in seinem Innern eine unbarmherzige, reißende Angst. Aber er war nicht allein, Paul Vonjer war bei ihm, und deshalb war er in der Lage, gegen seine Angst anzukämpfen.
Die beiden Männer huschten durch die Regennacht. Wie gelackt glänzten ihre schwarzen Regenmäntel, wenn sie ins Streulicht vereinzelt stehender Laternen kamen. Aber das war selten. Die beiden Gefährten mieden das Licht.
Sie mochten dieses Wetter nicht, und auch die Dunkelheit war ihnen eher Feind als Freund. Trotzdem zogen sie es vor, bei Nacht und Nebel unterwegs zu sein.
Tagsüber hätten sie zuviel Aufsehen erregt.
Sie waren Freaks. Renees Gesicht begann zu zucken, als er daran dachte. Aber er war tapfer genug, dieser Tatsache die Stirn zu bieten. Vor vierzig Jahren, nach der Verwandlung, war er beinahe wahnsinnig geworden vor Ekel – Ekel vor sich selbst. Das aber war vorbei. Heute war er stärker. Er konnte es ertragen.
Er war klein – ein Zwerg. Sein Körper sah aus, als bestünde er aus zerlaufendem Wachs, die Beine waren nur fünfundvierzig Zentimeter lang, sein Oberkörper ebenfalls, und der Kopf war normal geblieben. Jungenhaft sah sein Gesicht auf den ersten Blick aus, aber wer genauer hinsah, der entdeckte die tiefen, messerscharfen Falten, die seine Augen sowie die Mundwinkel umspannten. Es waren Falten und Furchen, die ein Leben in Angst und Schrecken gegraben hatte.

Renees Hände waren groß wie Schaufeln, die Arme lächerlich dünn. Der Schatten, den dieser sein Körper über die düsteren Hauswände geistern ließ, war grotesk. Der ebenfalls schwarze Schlapphut, den Renee tief ins Gesicht gezogen hatte, um sich vor dem Regen zu schützen, unterstrich diesen Eindruck.

Paul sah kaum besser aus. Auch er war von Asmodis Zorn in einen Däumling verwandelt worden, zusammengeschmettert, verdreht, verkrüppelt, auch an seinem Körper stimmte nichts mehr.

Sein Gesicht aber war nicht mehr das eines Menschen. Es war eine glatte Fläche, in der es nur in der Stirnmitte ein Auge und knapp oberhalb des fliehenden, fleischigen Kinns einen lippenlosen Spalt – den Mund – gab. Haare, Ohren, eine Nase – das hatte Paul Vonjer nicht mehr.

Grauenhaft war Asmodis Strafe gewesen.

Grauenhaft und unerbittlich.

Renee mußte daran denken, während sie schweigend die finstere Gasse entlangeilten.

Sie hatten dem Fürsten der Finsternis den Gehorsam verweigert.

Beide waren sie schon Freunde gewesen, als sie noch Dämonen gewesen waren. Asmodis hatte von ihnen verlangt, sie sollten ihm Menschenkinder besorgen und diese mittels der alten Rituale dem Bösen opfern. Das hatten sie nicht getan. Im Gegenteil: Das Maß war für sie voll gewesen, schon seit langem hatten sie Asmodis irrem Wirken mit Skepsis zugesehen. Nie hatten sie zu denen gehört, die alles guthießen, was der Fürst machte. Irgend jemand hatte sie verraten – und Asmodis war mit seiner Wahnsinnsforderung an sie herangetreten.

Als sie sich geweigert hatten, war ihr Schicksal besiegelt gewesen.

Ein Schicksal, das entsetzlicher war, als alles, was sie sich hatten vorstellen können…

»Da kommt jemand!« zischte Paul und zog Renee in den Schlagschatten der Hausmauer.

Renee keuchte. Er spürte, wie sein Herz hämmerte. Schritte! Ja, jetzt hörte er die Schritte auch. Der Regen, der in weiten, groben Schleiern vom Himmel fiel, konnte sie nicht ganz übertönen.

Gehetzt sahen sich die Freaks nach einem Versteck um.

»Da hinten!«

Renee hatte sich wieder unter Kontrolle. Er zeigte auf den Hofeingang, der ein paar Meter zurücklag. Vorhin hatten sie ihn passiert.

Sie rannten los. Die Schritte hinter ihnen wurden lauter. Jemand lachte. Ein durchdringendes Klirren war zu hören.

Renee schob Paul vor sich her, in den Hof hinein. Das kleine Tor war glücklicherweise nicht verschlossen, aber es quietschte, als es in den

Angeln gedreht wurde.
Die Schritte verstummten – Renee wußte instinktiv, daß jetzt jemand angespannt lauschte. Seine rechte Hand krallte sich in Pauls Arm, durch den Regenmantel. Auch Paul stand wie erstarrt. Es war dunkel, stockdunkel in dem kleinen, langgezogenen Hof. Wenn sie weiterhin Glück hatten, dann ging der Jemand, der ihnen entgegengekommen war, weiter, ohne sie zu sehen.
Die Schritte setzten wieder ein.
Leises Donnerrumpeln wurde laut. Es krachte und rumorte.
Renee und Paul drückten sich gegen die rissige Hauswand. Sie war feucht. Der Verputz bröckelig.
Zwanzig Sekunden vergingen. Renee zählte mit. Er schluckte krampfhaft. Er wußte, was es bedeuten konnte, nachts jemand in einer solch düsteren Gasse zu begegnen. War es eine Frau, so würde sie zu Tode erschrecken, wenn sie sie sah. War es ein Mann, so würde der auch erschrecken – sie dann aber um so wütender verprügeln. Renee war im Verlauf seines langen Freak-Daseins oft verprügelt worden.
Schattenhaft tauchten die Umrisse eines hochgewachsenen Mannes auf. Er hatte ein Mädchen bei sich. In der anderen Hand schlenkerte er eine Kette. Der Mann war ein Rocker. Das Paar ging zügig.
Ein paar Sekunden später war es in der Regennacht untergetaucht.
Renee stieß den Atem aus. »Das war Glück«, murmelte er.
Paul nickte. »Du hast ihn nicht kommen hören?«
»Nein. Ich… habe nachgedacht.«
»An Verena?«
Renee zögerte kurz, entschied dann aber, daß es besser war, dem Freund nicht die Wahrheit zu sagen. Er wollte nicht, daß Paul glaubte, er würde wieder in seine Depressionen verfallen. Er war zu lange nur allein auf sich konzentriert gewesen. Todessehnsüchte, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung… Nein, seit es die Bruderschaft gab, hatte er wieder Fuß gefaßt, kannte er sogar wieder so etwas wie –Hoffnung.
»Ja, an Verena«, sagte er. Seine Stimme klang rauh. »Sie ist seit zwei Tagen nicht mehr bei uns gewesen. Dabei weiß ich, wie sehr sie die Zusammenkünfte braucht. Sie ist so allein.«
»In wenigen Minuten werden wir bei ihr sein, Renee. Wir werden mit ihr reden, und wir werden Antworten bekommen.« Er machte eine kurze Pause, holte tief Luft. »Du wirst sehen, alles klärt sich auf. Vielleicht war sie nur krank.«
»Dann hätte sie unseren Kontaktmann anrufen können.«
Darauf sagte Paul nichts. Beide schwiegen sie jetzt. Der Regen rauschte vom Himmel. Sonst waren keine Geräusche zu hören. Das letzte Auto, das sie gehört hatten, war vor einer Viertelstunde durch die Nacht gefegt. Seither gab es nur noch sie und die Dunkelheit und

den Regen.

Und – versteckt in ihrem Unterbewußtsein – die Angst.

Die Angst um Verena Kelter, die Angst vor dem Entdecktwerden, die Angst vor den Dämonen – ihren ehemaligen Brüdern…

Für einen Freak hatte die Angst im wahrsten Sinne des Wortes tausend Namen und Gesichter.

Renee schüttelte diese Gedanken ab. Sie warteten noch ein paar Minuten, dann machten sie sich wieder auf den Weg. Schneller eilten sie an den dunklen, regennassen Fassaden vorbei, über Pflastersteinwege, an Grachten entlang, die von rostigen Gitterzäunen gesäumt wurden, in den Red Light District.

Es war die berüchtigtste Adresse der Stadt. In diesem Teil Amsterdams lebten die Dirnen, Zuhälter, Junkies und Dealer. Es war ein mieses Viertel. Die Häuser waren alt, verfielen, ein Sex-Shop klebte am anderen, dazwischen wucherten winzige Bars und Nachtclubs, die von schäbigen Geldmachern betrieben wurden. Und Kreditbüros gab es natürlich auch. Wucherzinsen waren an der Tagesordnung. Niemand regte sich darüber auf – wenigstens niemand, der nicht unmittelbar betroffen war.

Wenig später überquerten sie die Dijkstraat-Brücke. Dunkel und aufgewühlt gluckerte das Wasser der Gracht unter ihnen vorbei. Ein paar Kähne schaukelten gut verankert auf der Wasseroberfläche.

Auch hier hingen unruhige Nebelschleier.

Dumpfe Stille.

Eine trügerische Stille.

Renee van Torn wurde immer unruhiger, je näher sie Verena Kelters kleinem Haus kamen. Er konnte es sich nur so erklären, daß der Freak-Frau etwas passiert war.

Die Schuhe der Freaks verursachten leise, klatschende Laute, wenn sie auf die glitschignassen Pflastersteine auftrafen. Als sie ein Gebüsch passierten, das hier zur Straßenseite hin angelegt war, raschelten die Zweige hektischer. Als wollten sie ihnen eine Warnung zurufen.

Sie bogen in die Bjornastraat ein. Am Ende dieser tristen, schmutzigstarrenden Gasse lag Verenas Haus; eingekeilt zwischen zwei höheren, schmalbrüstigen Häusern mit spitzem Giebeldach, ragte es hoch. Windschief, alt; wenn man davorstand, dann konnte man meinen, es würde jeden Augenblick vornüberkippen und zusammenstürzen.

Renee legte den Kopf in den Nacken. Regen platschte ihm ins Gesicht. Er wischte die Nässe weg. Auf der anderen Seite der Gasse brannte im ersten Stock eines Hauses Licht. Das helle Viereck leuchtete förmlich in der Regennacht.

Aber in Verenas Haus war alles dunkel und still.

Die Stille, die sich über einem grauenvollen Verbrechen ausgebreitet

hatte?

»Du mußt klingeln«, sagte Paul hastig.

Renee klingelte. Er konnte das laute Scheppern der Klingel deutlich hören. Aber auch nach dem dritten Scheppern rührte sich nichts.

Renee zückte sein Einbruchsbesteck. Rasch sah er sich um. Niemand war in der Gasse unterwegs.

Routiniert führte er den Dietrich ins Schloß ein, stocherte herum, und nach eineinhalb Sekunden knackte es, und die Haustür schwang auf. Sie huschten in den dunklen Korridor hinein.

Und hörten das Stöhnen.

Paul schlug die Tür zu und lehnte sich dagegen. Seine glatte, bleiche Gesichtsfläche zuckte aufgeregt. Renee wischte über die Wand, fand den Lichtschalter und drehte ihn herum.

Es wurde hell.

Seine Wangenknochen spielten. Er zog den Dolch aus der Scheide und hielt ihn stoßbereit in der Faust. Er hatte gelernt, sein Leben zu verteidigen. Niemand konnte ihn umbringen – diesbezüglich stand er unter Asmodis' zweifelhaftem Schutz. Aber er wollte auch keine Schläge mehr beziehen. Oder Schlimmeres.

Er machte ein paar vorsichtige Schritte.

»Verena?« hauchte er.

Das drückende Gefühl in seinem Magen verdickte sich.

Jetzt war wieder alles still. Kein Stöhnen, kein Geräusch – nichts.

Oder doch: irgendwo tickte eine Uhr.

Dann sah Renee die Hand.

Auf dem Boden. Der dazugehörige Arm ragte aus dem dunklen Wohnzimmer heraus. Die Finger der Hand bewegten sich – zuckend, bebend.

»Mein Gott!« entfuhr es Paul.

Renee eilte voran. Es war Verena, die am Boden lag. Sein Herz krampfte sich zusammen, kalter Schweiß brach ihm aus.

Er ließ sich neben dem verrenkten Körper auf die Knie sinken.

»Paul! Paul – komm doch. Gütiger Gott…« Es drehte ihm fast den Magen um, als er sah, was mit Verena geschehen war.

Sie war so übel zugerichtet, daß es ein Wunder war, daß sie noch lebte.

Sie war ein zweites Mal *verändert* worden. Das bedeutete – die zweite Stufe der Strafe der Dämonen…

***

Renee van Torns Zähne klapperten wie im Fieber aufeinander. Tränen liefen über sein bleiches, eingefallenes Gesicht.

Paul, der fassungslos hinter ihm stand und die Hände rang, murmelte nur immer wieder: »Warum? Warum, Renee? Wer hat das getan?«

Verena schien das zu hören.

Ihre Lider flatterten. Ihre Zunge wischte über die Lippen. »Bitte…«, kam es wie ein Hauch aus dem Jenseits aus ihrem Mund. »Bitte … Wasser … Etwas – etwas zu trinken …«

»Verena«, flüsterte Renee, und Paul stürzte davon, um ein Glas Wasser zu holen. »Verena, hörst du mich? Ich bin es, Renee. Und Paul ist bei mir. Wir helfen dir, Verena. Wir lassen dich nicht hier liegen.«

Sie bewegte kaum merklich den Kopf. »Asmodis… Asmodis' Dämon … war hier. Vorsicht.« Ihre Stimme wurde brüchig. Sie schwieg. Renees Atem stockte.

»Verena…«

»Nicht ins Hauptquartier der – der Bruderschaft«, stieß sie heraus.

»Sie sind hinter uns her… Sie wissen … Sie wissen von der – von der Bruderschaft.«

Jedes Wort fiel ihr schwer. Ihr Atem schien den zerbrechlichen Körper fast sprengen zu wollen.

»Nicht so viel reden, Verena«, beschwichtigte er sie. Er hob sie vorsichtig hoch und bettete ihren Kopf auf seinen Schoß. Ihre unverhältnismäßig große Hand klammerte sich an seinem Handgelenk fest. Fiebrig heiß und spröde wie Pergament war ihre Haut.

»Zwei Tage… ist es her.«

Dann erschlaffte ihr Körper. Verena Kelter hatte das Bewußtsein verloren. »Paul! Das Wasser!« brüllte Renee.

»Ich komme!«

Rasselnd ging Verenas Atem.

Die beiden Freaks kümmerten sich rührend um sie. Sie trugen sie aus dem völlig demolierten Wohnzimmer hinaus, und betteten sie vorsichtig im Schlafzimmer auf das Bett nieder. Dort wuschen sie ihr erhitztes Gesicht, und als sie wenig später kurz aus ihrer Ohnmacht erwachte, gaben sie ihr behutsam zu trinken.

»Wir müssen sie von hier fortbringen«, sagte Renee, als Verena wieder bewußtlos wurde.

»Ich rufe David. Ich frage ihn, ob er uns mit seinem Auto abholt.«

Renee nickte nur. Er wußte, es war ein Risiko. Aber sie durften Verena nicht hier zurücklassen. Sie war allein nicht mehr lebensfähig. Sie mußten sich um sie kümmern.

Aber die ganze Zeit über jagten sich auch noch andere Gedanken hinter Renees schweißnasser Stirn. *Die* Bruderschaft der Freaks war kein Geheimnis mehr. Asmodis war aufmerksam geworden. Verena hatte nichts verraten; sonst wäre sie nicht so grauenhaft bestraft worden. Egal, wieviel Asmodis bereits wußte – fest stand auf jeden Fall eines: Der Höllenfürst würde alles daransetzen, die Verantwortlichen der Bruderschaft aufzuspüren, und die Bruderschaft selbst wieder zu zerschlagen.

Und damit all ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben…

***

Atemlose Stille herrschte in dem verqualmten Pub, und Damona King blieb unwillkürlich im Eingang stehen. Ein schräges Gefühl breitete sich sehr schnell in ihr aus. Mike stupste sie an. Damona trat vollends ein. Rauchschwaden hingen unter der niederen Holzdecke.

Die zahlreichen Gäste drängten sich im Hintergrund des Pub. Sogar der Keeper starrte mit aufgerissenem Maul wie gebannt dort hinüber.

Damona sah die runde Scheibe, die an der Wand hing. Dann hörte sie den harten Schlag, mit dem eine metallene Spitze in Kork fuhr, und gleichzeitig brach der vielstimmige Begeisterungsschrei los.

»Sie hat's geschafft!«

Damona wußte mittlerweile, was die atemlose Stille verursacht hatte.

Natürlich ein Darts-Wettkampf.

Eine ziemlich massige Lady gegen einen etwas untersetzten Mann, soviel Damona sehen konnte. Die beiden Werfer waren naturgemäß umlagert.

Mike legte Damona den Arm um die Schultern, und so gingen sie zu den jubelnden Menschen hinüber. Stimmengewirr erfüllte jetzt den Pub, Männer klopften der gut gebauten, schwarzhaarigen Lady auf die rundlichen Schultern.

»Das war große Klasse, Lady!«

»Wirklich, ganz stark! So schnell hat noch nicht mal unser amtierender Champ die Ringe abgeräumt! Und die beiden letzten Würfe… also, die waren der absolute Klopfer!«

Solche und ähnliche begeisterte Lobeshymnen hörte Damona im Näherkommen.

Alles war in Bewegung. Stühle wurden gerückt. Die Bedienung schleppte Bierkrüge. Zigaretten wurden angezündet, nervöse erste Züge nach Sekunden der erstarrten Spannung wurden genommen.

Es würde schwer sein, in diesem Tumult einen freien Tisch zu kriegen, sagte sich Damona.

Und Ben Murray, mit dem sie sich hier treffen wollten, schien noch nicht da zu sein. Aber in diesem quirligen Durcheinander konnte sie das nicht so genau sagen.

Jetzt drehte sich die Siegerin um. Ihr Gesicht war etwas breit, gutmütig, die Wangen gerötet. Die Lady strahlte.

»Hey!« entfuhr es Mike.

»Laurinda!«

Ja, es war wirklich niemand anders als Laurinda Mclntire, die Taxifahrerin, die Damona und Mike vor ein paar Wochen aus den Fängen eines teuflischen Dämonen-Gehilfen[1] befreit hatten. Ben Murray war damals sehr schwer verletzt worden. Ein Steckschuß in

der Brust. Glücklicherweise hatte er diese Verletzung gut überstanden; er war sogar schon aus dem Krankenhaus entlassen worden, jedoch noch nicht in den aktiven Polizeidienst zurückgekehrt. Ben war mit Leib und Seele Yard-Polizist, und so gesehen schmerzte ihn die Untätigkeit, das Auskurieren seiner Verletzung wohl mehr als die Wunde selbst.

Damona und Mike arbeiteten sich mit Ellenbogen und sanfter Gewalt durch das Gewühl der Begeisterten.

Laurinda kam ihnen entgegen. »Hallo, ihr beiden!« rief sie. »Seid ihr endlich da! Ben und ich warten schon eine Ewigkeit, und deshalb…«

Der Rest ging in dem Stimmengewirr unter.

Sie begrüßten sich, Damona bekam von Laurinda Mclntire einen Kuß auf die Wange, Mike einen mitten auf den Mund.

»Paß auf, daß Ben nicht eifersüchtig wird!«

»Der alte Brummbär mag mich so, wie ich bin, keine Sorge!«

Sie lachten. Die Pub-Besucher beruhigten sich und kehrten an ihre Plätze zurück.

»Habt ihr einen Tisch gesichert?« wollte Mike wissen.

»Klar, für den Darts-Champ ist immer ein Tisch frei!« Laurinda lachte dabei übermütig, und das zeigte, daß sie das keineswegs angeberisch, sondern eher ironisch meinte.

»Und wo ist Ben?« Diese Frage war berechtigt, denn wo Laurinda Mclntire war, da war auch Ben Murray nicht weit; seit einigen Wochen waren die beiden unzertrennlich.

Laurinda lachte schon wieder, wobei ihr rechtschaffen großer Busen in hektische Bewegung geriet. Mike starrte verzückt darauf.

»Der?« sagte sie kurzatmig, »der erholt sich gerade von seinem grandiosen Untergang.«

»Du hast gegen *ihn* gespielt?«

»Klar«, nickte Laurinda. »Ah, da ist er ja, der Ex-Champ. Am Boden zerstört.«

Als sie an den kleinen, runden Tisch traten, der ganz im hinteren Teil des Pub in einer Nische stand, sah Ben Murray auf. Er hatte abgenommen, war bleich, der Krankenhausaufenthalt war ihm noch anzusehen. Seine Wangen waren eingefallen.

»Hallo, alter Häuptling«, begrüßte ihn Mike. Ben stand auf und schüttelte Mike die Hand.

»Endlich ein Freund!«

»He, und was ist mit mir?«

»Du bist ja eine Freundin, oder?« Die Begrüßungszeremonie wurde wiederholt, dann setzten sie sich.

Gleich darauf kam die Bedienung. Damona und Mike bestellten sich auch ein Bier. Das schmeckte hier nämlich verflixt gut. Durch die etwas stickige, warme Luft sowie den Zigarettendunst hatten sie auch

Durst bekommen. Jemand warf ein paar Pennys in die Music-Box, und das Ding legte los. Eine Country-Gruppe fiedelte los, daß einem Hören und Sehen verging.

Die Unterhaltung der Freunde störte das jedoch nicht. Die kam augenblicklich in Gang.

»Du bist also jetzt zum zweiten Mal auf freiem Fuß«, stellte Mike fest, denn Murray hatte sich nach seiner ersten Entlassung aus dem Krankenhaus zuviel zugemutet[2] und war prompt noch einmal dort gelandet.

»Wurde auch Zeit. Wer rastet, der rostet, mein Guter. Außerdem war die Oberschwester diesmal schon über achtzig. Mindestens.«

Bens Laune klarte zusehends auf. Jetzt lächelte er sogar gewitzt. Allerdings vermied er es, zu Laurinda hinüberzusehen, die zwischen Damona und Mike saß.

»Und? Wann fängst du beim Yard wieder an?« Damona hatte dies gefragt.

Ben zuckte die Schultern. »Mein Chef meint, ich solle mich erst einmal so richtig erholen. Dieses Herumsitzen ist Gift für mich, bloß, das begreift er nicht.«

»Im Klartext heißt das«, warf Laurinda ein, »daß er seinen Kollegen im Yard *schon wieder* auf die Nerven geht, weil er im Büro herumgeistert und überall dazwischen redet…«

»Was heißt hier: dazwischen redet!«

»Das heißt genau das, was es heißen soll, mein Guter! Du kannst nicht abschalten, du Bulle, du. Dabei würde dir das gar nicht schaden. Nicht mal auf die Wurfpfeile kannst du dich mehr richtig konzentrieren. Und auf eine Frau erst recht nicht. Also, ich könnte euch ja Sachen erzählen…« Mit Verschwörermiene sah sie Damona an.

»Uff!« Ben schüttelte ergeben den Kopf und stützte ihn sodann auf beide Handrücken, um trübe seinen Bierkrug anzustarren.

»Du mußt ihn noch schonen, Laurinda«, riet Damona boshaft.

»Ja«, stimmte Mike ebenfalls zu. »Zuerst zerstörst du sein Polizeiselbstbewußtsein, indem du ihn beim Darts-Spiel abziehst, und dann…« Er ließ den Rest des Satzes offen.

Die Bedienung brachte das Bier.

»Und zwischen euch beiden hat es also allen Umständen zum Trotz gefunkt«, brachte Mike das Gespräch auf ein anderes Thema.

»Sie hat mich erpreßt«, brummte Ben Murray, bisher eiserner Junggeselle, mürrisch. »Sie hat mich so oft im Krankenhaus besucht… Ich war einfach zu schwach, um dagegen ankämpfen zu können. Äh … Genaugenommen hat sie meine Schwäche ausgenutzt!«

Laurinda Mclntire setzte zu einem Protest an, aber Damona tätschelte ihr den Handrücken. »Wir wissen, wie’s gemeint ist.«

»Klar, als Freunde ist das selbstverständlich«, setzte Mike todernst

hinzu. »Vor allem bei Freunden wie Ben Murray.«

»Verräter!« brummte er.

Aber der verliebte Schimmer, der immer dann in seinen Augen auftauchte, wenn er Laurinda doch ansah, strafte seine burschikosen Worte Lügen. Ben war ein rauher Bursche, sein Beruf hatte ihn so werden lassen, aber wenn man ihn eine Weile kannte, dann wußte man auch, daß unter der harten Schale ein weicher Kern lag. Für seine Freunde ging er durchs Feuer, und wenn ein Unschuldiger in Gefahr schwebte, so zögerte er keinen Augenblick, sein eigenes Leben dafür in die Waagschale zu werfen.

Wie er das für Laurinda Mclntire getan hatte.

Daß die beiden jetzt quasi per Umweg über Bens Krankenbett zueinander gefunden hatten, das freute Damona. Und Mike auch, das wußte sie. Vielleicht würde es Ben helfen, seine Einsamkeit, die er als Polizist sowieso hatte, zu mindern. Und überhaupt: Die beiden paßten zueinander.

Sie unterhielten sich über alles Mögliche, und es blieb auch nicht bei dem einen Glas Bier. Mike trank allerdings nur den einen Krug, denn er mußte nachher noch fahren. Später kamen sie auch noch kurz auf Damonas und Mikes gefährliche Abenteuer zu sprechen, die diese in letzter Zeit zu bestehen gehabt hatten. Der Kampf gegen die Katzengöttin, und davor die Auseinandersetzung mit Zarangar, dem Teufel, die genaugenommen erst ein Anfang gewesen waren.

Von Zarangar würden sie noch eine Menge hören, da war sich Damona ganz sicher. Allerdings wollte sie an diesem Abend nicht daran denken, und die anderen auch nicht. Deshalb war sie froh, als Ben abschwenkte und ein Geheimnis lüftete.

»Morgen früh werden wir dann großzügig an euch denken«, sagte er in seiner unnachahmlichen Art und Weise. Er blinzelte. Und Laurinda blinzelte zurück. Wirklich, die beiden verstanden sich; keine Spur mehr von den vorherigen, keinesfalls ernst zu nehmenden Zankereien. Jetzt waren sie ein Herz und eine Seele.

»Jetzt kommt eine Gemeinheit«, vermutete Mike und drehte den leeren Bierkrug in den Händen.

»Ansichtssache«, grinste Murray. »Ich habe mir jedenfalls Lauries Rat zu Herzen genommen. Die nächste Woche werde ich den Kollegen vom Yard nicht auf die Nerven fallen.«

Und Laurinda vollendete: »Weil er nämlich zusammen mit mir eine kleine Reise aufs Festland hinüber machen wird.«

»Nach Amsterdam!« Und jetzt strahlte Murray, während er Damona und Mike ansah.

»Er will als Alt-Hippie Triumphe feiern«, verkündete Mike Damona boshaft im Flüsterton.

Sie mußte lachen. Ben als Hippie, das wäre wirklich ein Anblick,

fand sie.
»Ich mag die Hippies«, verteidigte sich Ben. »Gibt heutzutage viel zu wenige davon. Sie hatten zwar lange Haare, aber sie wollten den Frieden. Make love, not war. Das war doch ihr Lied, nicht wahr? Ein schönes Lied, das mir sehr gefällt. Und sie hatten recht damit, den Frieden zu wollen. Man muß sich heute nur einmal umsehen. Nachdem jetzt gewisse Herren einen Atomkrieg schon für strategisch begrenzbar halten…« Er schüttelte den Kopf.
Mike klopfte ihm auf die Schultern. »Komm, komm, Alter. Man merkt dir an, daß du zu lange untätig herumgesessen bist.«
»Ist doch wahr.«
»Du bist schwermütig geworden.«
»Kann man auch, bei den Aussichten.«
Murray leerte den Krug. »Aber deshalb fahren wir morgen trotzdem nach Amsterdam. Und zwar in aller Herrgottsfrühe. Deshalb wollte ich auch, daß wir uns heute abend noch einmal treffen. Wir haben uns in letzter Zeit ohnehin viel zu selten gesehen.«
Da hatte er natürlich recht. Sie redeten noch eine Weile über ihre guten alten Zeiten, und kurz vor Mitternacht brachen sie auf. Ben Murray ließ es sich nicht nehmen, für alle zu bezahlen.
Sie alle waren bester Stimmung. Es war einer der seltenen Abende gewesen, an denen sie ganz unbeschwert hatten sein können, ganz normale Freunde, die sich in einem ganz normalen Pub trafen, sich unterhielten und flachsten.
Als sie sich voneinander verabschiedeten, ahnten sie nicht, daß über zwei von ihnen die Schatten des Todes hingen, denn sie sollten in einen Strudel des Grauens geraten…

***

AMSTERDAMNED – das war mit grellroter Sprühfarbe auf die dreckige Fensterscheibe geschrieben worden.
David Limat schaltete den Motor seines Citroën ab und lehnte sich im Sitz zurück. Sein Nacken schmerzte, die Augen brannten. Er war übernächtigt. Seit gestern mittag war er auf den Beinen. Oder besser: auf dem Hintern, denn er war Taxifahrer, und zwischendurch hatte er bei Maria gutes Wetter machen müssen.
Dann war Paul Vonjers Anruf gekommen.
Die Dämonischen hatten Verena Kelter halb umgebracht, weil sie das Versteck der Freaks-Bruderschaft nicht verraten hatte. Paul Vonjer und Renee van Tom hatten sie gefunden. Sie konnten die Schwerverletzte nicht allein weg und in Sicherheit bringen.
Für David Limat verstand es sich von selbst, daß er den Freaks, half. Er selbst war zwar ein normaler Mensch, und er sah auch recht gut aus, aber er mochte die verunstalteten Ex-Dämonen. Die waren ihm

lieber als die Amsterdamer Schickeria, weil sie ehrlich waren.

Er unterstützte ihren Kampf um Unabhängigkeit und Frieden.

Auch auf die Gefahr hin, von ihren dämonischen Brüdern aufs Korn genommen zu werden.

Noch immer saß David Limat zurückgelehnt da, rieb sich den Nacken, die Augen hatte er geschlossen. Er war zu Hause, über dem leeren Ladengeschäft hatte er seine kleine Zweizimmerwohnung.

Aber er war sogar zum Aussteigen zu müde. Noch zwei Minuten, sagte er sich.

Wieder sah er Verena Kelter vor seinem geistigen Auge. Sie hatte schrecklich ausgesehen.

Aber so waren die Dämonen.

Er wußte es, denn die Freaks hatten ihm oft und lange von ihren ehemaligen Gefährten erzählt. Die Freaks vertrauten ihm, und er wußte das zu schätzen, weil sie normalerweise niemandem trauten.

Und erst recht keinem normalen Menschen.

Nun, normal war er vielleicht doch nicht. Er fühlte sich als Punker, lief auch so herum: Die blonden Haare hatte er kurzgeschoren, das Gesicht schminkte er sich mit schwarzer Farbe, und auf die Kleidung legte er nicht sonderlich viel Wert. Abgeschabte Jeans, die hier und da schon ziemlich durchgescheuert waren, dazu ein T-Shirt und eine alte Lederjacke, die er auf dem Flohmarkt billig erstanden hatte, und natürlich Turnschuhe. Seine Freiheit und Unabhängigkeit war ihm wichtiger als ein aufgemotztes Äußeres. Ansonsten badete er regelmäßig jeden Tag, denn lässige Kleidung bedeutete schließlich nicht, daß man damit auch automatisch ein Schweinepriester war.

Er gähnte, dachte sehnsüchtig an eine Zigarette und ließ das Päckchen mit den Glimmstengeln dann stecken, wo es steckte. Er wollte sich das Laster abgewöhnen.

Die Gasse, in der er wohnte, lag in der Nähe des Vondelparks, der ein beliebter Treffpunkt der jungen Leute war. Die Nacht war finster und stürmisch. Wolken bauschten sich am Himmel, und wenn man nur flüchtig hinsah, dann konnte man meinen, sie würden bis auf die Straße herunterhängen.

David stieg aus. Nachlässig klappte er die Tür zu, schloß ab und marschierte um den Citroën herum.

Er war in Gedanken versunken. Automatisch schloß er die Haustür auf und trat in den dunklen Flur hinein, in dem es aufdringlich nach Feuchtigkeit roch. Es war ein altes Haus. Nicht gekraakt – instandbesetzt, wie so viele Häuser Amsterdams – sondern ordentlich vermietet. David war zufrieden, er mußte nicht viel bezahlen.

Hoffentlich kam Verena durch. Er mochte sie. Sie hatte sich nie von ihrer Verunstaltung unterkriegen lassen – es wenigstens nie gezeigt. Auf den Zusammenkünften der Bruderschaft hatte sie oft für eine

ausgelassene Stimmung gesorgt, indem sie auf einem alten Klavier gespielt und dazu gesungen hatte.

Auch er hatte sich dabei wohl gefühlt. So etwas wie ein ansteckendes Zusammengehörigkeitsgefühl hatte sich unter allen Anwesenden ausgebreitet.

Er fand sich im Dunkeln zurecht; einen Lichtschalter gab es erst am Treppenaufgang.

Er drückte die Taste, und die dreckverkrustete Metallfunzel flammte auf und verstrahlte ein schmieriges Licht.

David ging die knarrenden Treppenstufen hinauf, und da hörte er plötzlich die beiden Stimmen.

Eine vor – die andere hinter sich. Obwohl er niemanden sehen konnte!

»Da ist er ja, unser hübscher kleiner Freak-Freund! Sieht er nicht lustig aus, Gevatter Totschlag?«

»O ja, wirklich, Gevatter Mord. Und du meinst wirklich, er ist ein Freund dieser dreckigen, widerwärtigen, stinkenden Freaks?«

»In der Tat, ja, das meine ich. Und mehr noch, ich weiß es!«

David zuckte zusammen, Eiswasser zirkulierte in seinen Adern. Er blieb stehen. Er wußte – jetzt war es soweit. Sie hatten ihn! Da erlaubte sich niemand einen Spaß mit ihm, das waren Dämonen.

»Zeigt euch«, sagte er. Seine Stimme war heiser.

Die Luft flimmerte vor ihm, Konturen wurden sichtbar, zuerst zögernd, verwaschen, dann deutlicher. Aus dem Nichts heraus schälte sich buchstäblich eine Gestalt, ein Wesen mit dem grauenvollen Gesicht einer Kröte – die Haut war grünlich, mit Pusteln übersät, die Nase knollig und die Augen wie Tennisbälle, so vorgewölbt. Unter dem Kinn pulsierte eine Art Kropf: er schwoll an, dann fiel er schlaff in sich zusammen und schwoll gleich darauf wieder an.

»Du bist nicht überrascht, David Limat?« fragte der Krötengesichtige.

»Nein.«

»Dann wunderst du dich auch nicht, daß wir dir auf die Schliche gekommen sind?« fragte die Stimme hinter ihm. David wandte sich halb um, sah über die Schulter zurück und erblickte den Partner des Krötendämons.

Er war klein, kaum ein Meter fünfzig groß, dafür doppelt so breit wie ein normaler Mensch. Sein Gesicht war schmal, wirkte wie eingetrocknet, nur die wulstigen Lippen waren feucht; sie sabberten.

Die beiden spitzen Vampir-Zähne wirkten wie eine zusätzliche Verspottung.

Beide Dämonen waren in modrige Lumpen gehüllt. Die Hände und Arme konnte David nicht sehen.

Er zuckte die Schultern. »Was wollt ihr von mir? Mich umbringen?«

Mit einem Klacken ging das Licht in dem schmuddeligen

Treppenhaus aus.

Unwillkürlich erwartete David einen Angriff, spannte die Muskeln an und machte sich auf den stechenden Schmerz gefaßt, der ihm den Tod bringen würde.

Doch nichts geschah. Er hörte hechelndes Atmen. Dann flammte das Licht wieder auf. Der Kröten-Dämon hatte den Lichtschalter herumgedreht, denn er stand direkt daneben.

»Wir dich umbringen? Mal sehen.«

»Das kommt ganz darauf an, wie kooperativ du dich zeigst.«

»Was wollt ihr?« fragte David abermals. Und gleichzeitig fragte er sich, ob er Angst hatte? Ja, er hatte Angst. Er wollte nicht sterben.

»Das Hauptquartier der Bruderschaft. Das wollen wir. Du kennst es. Du hast die beiden Freaks und die dickköpfige Verena Kelter dorthin gefahren.«

»Wenn ihr das wißt«, sagte David ungerührt, »dann wißt ihr doch auch, wo das Hauptquartier ist.«

»Bedauerlicherweise sind wir zu spät gekommen, um dich und deine verwachsenen Freunde verfolgen zu können. Aber wir riechen es förmlich, daß sie in deiner Begleitung waren. Ihr Gestank ist fürchterlich.«

»Ihr riecht auch nicht gerade nach Rosenwasser!«

Der Schlag traf ihn, und David Limat hätte schwören können, daß er ihn nicht hatte kommen sehen. Die beiden Dämonen standen jeder mindestens zwei Yards von ihm entfernt.

Er keuchte, prallte gegen die Wand, hielt sich den Magen. Der Schmerz wühlte sich in seine Eingeweide.

»Wir mögen diese Art von Witzen nicht.«

»Überhaupt nicht, da muß ich meinem Freund, Gevatter Totschlag, zustimmen.«

David richtete sich nach Atem ringend auf.

Da sah er die Faust, die ihn getroffen hatte. Sie schwebte in der Luft – direkt vor ihm; eine Faust und ein Arm, der in Ellbogenhöhe wie abgesägt endete.

Es sah bizarr aus – bizarr und unheimlich.

Ein leises Schwirren ließ David herumfahren. Dort schwebten die drei anderen Arme und Hände in der Luft. Und die beiden Dämonen, denen diese Hände gehörten, hatten sich nicht einmal gerührt.

»Also, ein letztes Mal? Führst du uns ins Hauptquartier der Freaks?«

David schüttelte stumm den Kopf. »Ich kann es nicht, weil ich nicht weiß, wo dieses Hauptquartier ist.«

»Gevatter Mord, ich lasse dir den Vortritt.«

Ein harter Schlag traf David in den Nacken. Er kam sich vor, als würden ihm die Beine unter dem Leib weggeknickt. Er fiel um. Der Aufprall auf den Treppen tat weh. Er rollte dem untersetzten Vampir

vor die Füße.

»Warum gibst du dich so starrköpfig? Du kannst in dieser Angelegenheit nur verlieren? Und das alles – nur wegen den Freaks?«

»Sie sind meine Freunde.« Er keuchte es heraus. Blut sickerte aus der aufgebissenen Unterlippe. »Aber sie haben mir ihr Hauptquartier noch nicht gezeigt.«

»Gut, dann sagst du uns, wo du Verena hingefahren hast.«

»Nein.«

Er spürte die langen, sehnigen, kräftigen Finger, die eiskalt sich um seine Kehle schlossen. Noch drückten sie nicht zu. Noch nicht.

»Dein letztes Wort?«

Vielleicht konnte er sie von Verenas, Renees und Pauls Spur ablenken? Auf eine falsche Fährte locken? Und sich selbst damit aus der Todesgefahr bringen?

»In eine kleine Pension«, krächzte er. »Ich habe sie in eine kleine Pension gefahren. Dort wollen sie Verena gesundpflegen.«

»Was für eine Pension? Wie heißt sie, wo liegt sie?«

Der Druck der eiskalten Killer-Hand verstärkte sich.

»Pension Ebenhealzer. In der Zeedijk Straat.«

»Oho, wie interessant. Das ist ganz im Zentrum der Stadt.«

»In der Nähe der Nicoläaskirche. Schauderhaft. Ein gutes Versteck, fürwahr, wer geht schon unnötigerweise in die Nähe einer Kirche?« Der Krötendämon schüttelte sich förmlich vor Abscheu.

»Laßt ihr mich jetzt in Ruhe?« wollte David wissen.

»Aber ja, natürlich lassen wir dir jetzt deine Ruhe. Oder besser: wir sorgen dafür, daß du deine Ruhe hast. Für immer.«

»Das – das ist doch sinnlos!« schrie David Limat, als er begriff, daß der Dämon soeben sein Todesurteil ausgesprochen hatte.

»Du stirbst. Das ist deine Strafe dafür, daß du den verfluchten Freaks geholfen hast. Es wird zum Krieg kommen zwischen Freaks und Dämonen. Je weniger Verbündete die Mißgestalteten dann haben, um so besser. Asmodis kann es nicht zulassen, daß die Freaks derart auftrumpfen. Sie leben, weil sie leiden sollen – diese Maxime aber wird soeben neu überdacht. Zumindest alle Rädelsführer der Bruderschaft müssen sterben. Ebenso auch die menschlichen Verbündeten; Und darüber hinaus werden wir auch mit gezielten Aktionen dafür sorgen, daß die Mißkreaturen bei den Menschen, in Mißkredit kommen. Daß man sie haßt und jagt… Dann…« Er lachte dreckig – »und erst dann, ist der Frieden wiederhergestellt. Nun, und einige Freaks haben sich ihre Erlösung – den Tod – wirklich verdient.« Ein grausames Kichern schloß sich an. Der fette Vampir schmatzte hungrig.

Das war das Zeichen. David Limats Kopf wurde hinuntergedrückt. Der Druck der würgenden Hand wurde schlimm. Er bekam keine Luft

mehr, und das Grauen tobte in ihm. Sein Herz hämmerte, als wolle es zerspringen. Er wehrte sich, aber gegen die Geisterhände kam er nicht an. Wie ein Blitzstrahl schnitt die Erkenntnis durch seinen aufgewühlten Sinn, daß er verloren hatte. Aber wenigstens hatte er seinen Freunden eine Gnadenfrist besorgt. Es war ein trauriger Trost.

Der fette Vampir machte sich über ihn her. Allerdings machte er ihn nicht zum Vampir. Davids Tod sollte endgültig sein.

Wieder klackte es, und wieder erlosch das Treppenhauslicht.

Und mit ihm David Limats Leben…

***

Wenn Damona ihre lange, blauschwarze Mähne mit dem seidenen Stirnband zähmte, dann sah sie ein bißchen der amerikanischen Rock-Sängerin Helen Schneider ähnlich.

Auch sie hatte diese hoch angesetzten Wangenknochen, den leicht slawischen Einschlag in dem ovalen, sehr aparten Gesicht, den verführerischen Schmollmund. Nur – sie war keine Hexe. Damona jedoch war eine, und das mütterliche Erbe konnte sie nicht so leicht leugnen: ihre durchdringend grünen Hexenaugen, überhaupt ihre ganze Ausstrahlung, die manche Männer für ›nur‹ erotisch hielten…

Damona war groß, schlank, durchtrainiert. Wer sie in ihrem hautengen, schwarzen Jogging-Anzug sah und dann noch männlichen Geschlechts war, der lief durchaus Gefahr, einen mittleren Herz-Kasper zu bekommen. Auf jeden Fall aber gerieten wahlweise Blutdruck oder Hormonhaushalt durcheinander.

Dem Portier und dem Empfangschef des Hotel Claridge’s passierte dies mehr oder weniger regelmäßig – jedenfalls immer dann, wenn sich Damona King in London aufhielt. Tat sie dies, dann wohnte sie im Claridge’s, in dem der King-Konzern *ein* sehr geräumiges Appartement auf Dauer angemietet hatte. Und wohnte Damona im Claridge’s, dann gehörte der morgendliche Trimmtrab im Hyde-Park zu ihrem Tagesprogramm, wie die Tea-Time zum Engländer.

Auch an diesem Morgen, obwohl es ihr da ein bißchen schwerer gefallen war als sonst, denn gestern war es doch ziemlich spät geworden.

Jetzt aber hatte sie ihren Trimmtrab hinter sich. Sie durchquerte die Hotelhalle, winkte dem Empfangschef zu und war im Lift.

Als sie in das Appartement trat, das sie zusammen mit Mike bewohnte, hörte sie die Stimmen. Sie kamen aus dem kleinen Büro, das sie sich hier eingerichtet hatten.

»… nur noch eine Frage von zwei oder drei Tagen.« Das war Romano Tozzis Stimme. Sie klang recht zufrieden.

Und Mike sagte daraufhin: »Prima. Wenn das Damona hört…«

»Sie hört es«, sagte Damona, trat ein und lächelte, als sie die beiden

Männer wie Schuljungen zusammenfahren sah, die beim Äpfelklauen erwischt worden waren.

»Der Lauscher an der Tür…«, begann Mike.

»Ich hab' leider nicht alles gehört«, gestand Damona.

Romano Tozzi, Chief-Manager des King-Konzerns und Damonas Stellvertreter in Personalunion, erhob sich. »Sie sehen bezaubernd aus, Miß King.«

Sie schüttelten sich die Hand.

»Danke für die Blumen, Romano. Also, um was geht es?« Damona setzte sich in den Ledersessel, schlug das rechte über das linke Bein und sah erwartungsvoll von Tozzi zu Mike.

Mike übernahm es, ihr die gute Nachricht zu sagen: »Romano hat eine Penthousewohnung für uns gefunden.«

»Das ist ja Spitze!« Damona freute sich riesig. Es war ein lang gehegter Herzenswunsch von ihr und Mike, endlich in den eigenen vier Wänden hausen zu können, wenn sie in London waren. Dieses Hotel-Appartement war schön und gut, aber es war eben ein Hotel-Appartement.

»Erzählen Sie, Romano«, forderte sie ihn auf.

Und Tozzi ließ sich nicht noch einmal bitten. Er informierte sie darüber, daß er vertraulich den Hinweis bekommen hatte, daß in der Nähe des Belgrave Square – und somit auch in der Nähe der Kings Road, in der die Konzern-Zentrale lag – eine Penthousewohnung zum Verkauf angeboten werden würde. »In zwei oder drei Tagen«, endete er.

»Und Sie haben natürlich schon entsprechende Erkundigungen eingeholt?« fragte Damona.

»Klar hat er das«, ließ Mike sich vernehmen.

»Hier sind sie, Miß King«, sagte Tozzi und schob einen Stapel Unterlagen, den er harmlos vor sich auf dem Tisch liegen gehabt hatte, zur ihr hinüber.

Mike feixte übers ganze Gesicht. Konnte er auch – nicht nur wegen der Penthouse-Wohnung. Schließlich hatte er sich vor dem täglichen Trimmdich gedrückt und es vorgezogen, weiter an der Matratze zu horchen. Er war noch nicht rasiert, ein blondes Bart-Stoppelfeld überzog seine untere Gesichtspartie. Seine braunen Haare waren zerzaust, und der schwarze Morgenmantel, den er trug, stand bis zum Bauchnabel hinunter offen.

Damona studierte die Unterlagen.

Die Wohnung umfaßte zwei Stockwerke, die mit einer Wendeltreppe miteinander verbunden waren; es gab ein Kaminzimmer, und überhaupt: sehr viel Platz. Insgesamt 150 Quadratmeter, wovon etwa fünfzig auf die obere Wohnung entfielen, die in Schlaf- und Badezimmer aufgeteilt war. Eine große Terrasse umschloß die

Penthouse-Wohnung, alles war licht und hell.
»Wann können wir sie uns ansehen?«
»Sobald sie offiziell zu haben ist.«
»Okay. Sie kümmern sich um einen frühest möglichen Termin, Romano, ich verlasse mich da auf Sie.«
Daraufhin wechselten sie noch ein paar Worte miteinander, und dann brach Romano Tozzi auf. Er war mit dem King-Konzern sozusagen verheiratet und kümmerte sich um alles, was auch notwendig war, denn Damona King, die junge Konzernerbin, hatte dafür immer weniger Zeit. Für sie ging die Bekämpfung der Schwarzen Macht, wie sich die Mafia der Dämonen auch nannte, vor. Romano, der selbst schon einige Male in ihre Fälle verwickelt worden war, hatte dafür Verständnis.
Als er gegangen war, hüpfte Damona aufgeregt wie ein kleines Kind durch die Wohnung und klatschte in die Hände.
»Wenn das klappt, Mike…«, sagte sie.
Sie gab ihm einen Kuß, sein Bart stachelte, und sie machte sich von ihm frei.
»Also, den Bart verzeihe ich dir immer, aber daß du mich allein hast joggen lassen… Faulpelz!«
»Ich hab's gewußt. Die Rache folgt auf dem Fuß!«
»Nicht einmal Frühstück hast du fertig.«
»Dafür kann ich nichts. Romano ist schuld.«
»Der ist entschuldigt. Die Nachricht, die er uns gebracht hat, entschuldigt alles.«
Mike schlurfte Richtung Küche, sehr demonstrativ langsam.
Damona lächelte boshaft, freute sich noch immer, denn heute war wirklich Mike mit dem Frühstück-Machen dran. Sie wechselten sich ab.
Im Badezimmer zog sich Damona aus. Das Lauf-Training hatte sie gut überstanden; sie schwitzte kaum. Trotzdem, die heiß-kalte Dusche würde jetzt guttun. Ein paar Minuten stand sie vor dem Spiegel, kämmte sich und schlug die Zeit tot.
Ihr nackter Körper überzog sich plötzlich mit einer Gänsehaut.
Dabei war es im Bad angenehm warm.
Mike werkelte in der Küche herum. Damona hörte ihn sagen:
»Also, wenn das mit dem Penthouse *wirklich* klappt, dann wohnen wir in allerbester Nachbarschaft. Murray… Scotland Yard in der Victoria Street …« Der Kaffee-Automat röchelte los. Dann surrte die Brotmaschine. Mike pfiff fröhlich vor sich hin. Keine Spur von Kater. *Er* hatte ja auch nur einen Krug Bier getrunken.
Damona fröstelte.
Sie legte den Kamm beiseite, wandte sich vom Spiegel ab, und sah Fratzen in der wie geronnen aussehenden Luft herumtaumeln.

Gräßliche Gesichter mit Reißzähnen, über die der schaumige Geifer troff. Lichtflecken, wie von Neonreklamen wirbelten dazwischen.
Noch kälter wurde es.
Sie bäumte sich auf. Gleichzeitig spürte sie eine Art dämonischer Ausstrahlung…
Seltsame Muster verwischten, wurden schemenhaft, dann wieder gestochen klar, der Boden schien weich zu werden, nachzugeben, und als sie ihre Augen wieder aufriß, hatte sie sich wieder herumgedreht, und starrte wieder in den Spiegel.
Sie hatte kein Spiegelbild mehr…

***

Der Spiegel wollte sie fressen…
Ein Sog entstand, sie konnte ihn deutlich spüren, wie er an ihr riß und zerrte, wie unsichtbare Geisterfinger, die sich um sie schlangen, sie voranziehen wollten, auf die schimmernde Fläche zu.
Schimmernde Fläche…?
Nein, jetzt hatte sich der Spiegel plötzlich wie unter Frost beschlagen. Ein durchdringendes, nervenzerfetzendes Knacken und Knirschen erfüllte die Luft.
Damona öffnete den Mund, sie wollte schreien, Mike warnen. Alles geschah nur noch in Zeitlupe. In ihren Ohren dröhnte es. Sie kämpfte dagegen an, schloß die Augen, ballte die Fäuste. Es änderte nichts.
Dann waren ihre Augen plötzlich wieder offen – und sie sah eine violettschwarze Bewegung in dem Spiegel. Der Frost wich, eine Gestalt zeichnete sich ab.
Unsichtbare Arme und Klauen griffen tastend aus dem Spiegel heraus – und verschwanden wieder.
Die Fratzen, die vorhin im Raum herumgewirbelt waren – jetzt entstanden sie im Spiegel.
Grauenhafte Gesichter, die ihre Mäuler aufrissen, Kaubewegungen machten.
Grausame Dämonen- und Monsteraugen, die kalt glitzerten, ihren nackten Körper gierig betrachteten. Damona prallte zurück. Sie riß die Hände über ihre Brüste hoch, bedeckte sie.
Was ist los? Verdammt, was passiert? schrie es in ihr. Es hörte sich an wie eine fremde Stimme. – Die Stimme ihrer Mutter? Denn der Geist ihrer Mutter war es, den sie in dem steinernen Hexenherz trug, das sich neben ihrem normalen Herzen in ihre Brust gefressen hatte.
Dann klärte sich ihr Kopf, das Brausen und Dröhnen war verschwunden. Damona fand sich selbst, wie sie vor dem hohen Spiegel stand, zusammengekrümmt, daß sie sich an dem Jugendstil-Rahmen förmlich festkrallte, um nicht zusammenzubrechen.
Aus dem Schatten, der im Spiegel entstanden war, wurde ein Körper.

Ein menschlicher Körper.
Doch blieb er nur schemenhaft erkennbar. Das Gesicht allerdings sah Damona jetzt ganz deutlich.
Sie kannte es.
Es war Thomas Warners Gesicht!

***

Die Augen waren hervorgequollen, der Mund zu einer klaffenden Höhlung aufgerissen, aus der wimmernde Laute her ausgestoßen wurden.
Der dürre, fast kindhafte Körper des Dreiundzwanzigjährigen zitterte.
Wie damals, begriff Damona, als ich ihn kennengelernt habe. Die Erinnerungsbilder zogen blitzschnell an ihr vorbei: Das Abenteuer in New York. Der Kampf gegen Bastardas Bestien und die Höllenrocker[3]. Ja, im Verlauf dieser beiden mörderischen Fälle hatte sie Thomas Warner kennengelernt. Er saß in der Waynesdale Klinik ein. Er galt als geisteskrank, als unheilbar, aber das stimmte nur bedingt.
Thomas war kein normaler Mensch, das nicht, aber er war auch nicht verrückt oder gemeingefährlich. Er war ein Seher. Eine Art Orakel. Damals hatte er die Invasion der Bestien aus den Vorhöfen der Hölle vorhergesehen. Auf den Wänden seiner Zelle hatte er Szenen des Grauens ablaufen sehen.
Und jetzt…?
Damona hatte ihn und Claira Palmer, die Pflegerin, die ihn gegen den korrupten Klinik-Besitzer Waynesdale beschützt hatte, nach England geholt. Auf King’s Castle im schottischen Hochland hatten die beiden eine neue Heimat gefunden.
Thomas’ Gesicht schien sich aufzublähen. Er schrie, aber Damona hörte keinen Laut. Die weit und entsetzt aufgerissenen Augen des Jungen strahlten. Blaues, kaltes Licht.
Dann sammelten sich die Tränen in den Augenwinkeln.
Blutige Tränen!
Langsam rannen sie über die totenbleichen Wangen.
Der Junge nahm ruckartig seine rechte Hand hoch. Er hielt einen Malerpinsel darin. Auch von diesem Pinsel tropfte Blut. Dick und zähflüssig.
Thomas Warner bewegte sich wie unter konvulsivischen Zuckungen. Ruckend fuhr die Pinselspitze über den Spiegel.
Punkte, Kleckse, Striche entstanden. Rot… Blutrot … Sie verschwammen, die Farbe lief über den Spiegel, so daß Thomas Warners Gesicht und Körper bald dahinter verschwommen waren.
Es sah so aus, als würde ihr Thomas gegenüberstehen – und dazwischen eine Glasfläche, auf der er malte.

AMSTERDAMNED entstand aus der blutigroten Farbe.
Dann: AMSTERDAM. Abermals verformte sich die Schrift, zerrann, Farbschattierungen bildeten sich. Die neue Schrift entstand, und dann jagten sich die Buchstaben, wie von einem geheimnisvollen Wind getrieben wirbelten sie durcheinander, entstanden, formierten sich zu Worten, die Damonas Herz hart gegen die Rippen schlagen ließen.
GEFAHR. DU MUSST DEN FREAKS VON AMSTERDAM HELFEN. DIE DÄMONEN WOLLEN SIE VERNICHTEN…
FREAKS/FREAKS/ FREAKS… HILF IHNEN, DENN DAMIT HILFST DU DEM LICHT… FREAKS SIND KEINE DÄMONEN MEHR. SIE WOLLEN FRIEDEN. EIN ENDE DER QUAL. SIE SIND VERFLUCHTE. ASMODIS HASST SIE! FREAKS SIND NICHT BÖSE. AUCH, WENN DIESER EINDRUCK ERWECKT WERDEN SOLL. ASMODIS. ASMODIS. SATAN.
Als die Farbe schillernd erneut verwischte, als ein gefährlicher, träger Gelbton einsickerte, wurde es im Raum wieder wärmer. Damona konnte sich jedoch noch immer nicht bewegen.
AMSTERDAMNED, erschien noch einmal auf der Spiegelfläche.
VERSCHWÖRUNG DER DÄMONEN. GEVATTER TOTSCHLAG.
GEVATTER MORD. DIE LEICHEN AUS DEN GRACHTEN. GEGEN DIE FREAKS. HILF IHNEN!
»Thomas!« flüsterte Damona bestürzt. »Wie? Wie soll ich ihnen helfen?«
PENSION EBENHEALZER. ZEEDIJK STRAAT. NÄHE ST. NICOLAS KIRCHE. BEN MURRAY. BEEEEEE –Das durchdringende Sirren mischte sich mit dem Prasseln von Glasscherben. Der Bann existierte plötzlich nicht mehr.
Damona handelte instinktiv. Ein Reflex, und sie lag am Boden, spürte die Splitter auf sich niederregnen und einen heißen Luftzug über sich.
Dann schlug der schwarze, gefiederte Pfeil in den Spiegel und zertrümmerte ihn.
Wieder wirbelte Glas durch die Luft – diesmal das Glas des Spiegels – und spritzte durch das Bad und regnete in bizarren, gleißenden, gezackten, scharfen Stücken auf Damona herunter, die sich herumwarf und mit einem geschmeidigen Satz aus dem Badezimmer hinaushechtete.
Noch immer nackt, rief sie Mike, und der tauchte auch im nächsten Sekundenbruchteil mit gezogener und entsicherter Luger bei ihr auf.
Mit langen Fragen hielt er sich nicht auf. Wahrscheinlich hatte er die Geräusche gehört.
»Bleib da stehen«, sagte er nur, dann federte er ins Bad hinein, zirkelte herum, als er das Geräusch seitlich von sich hörte. Ein Geräusch, das er nur zu gut kannte.
So hörte es sich an, als ob gewaltige Schwingen peitschend die Luft schlugen…

***

Den geflügelten Dämon sah er im gleichen Sekundenbruchteil.

Draußen, vor dem Fenster. Er war ihm schon einmal begegnet. In Paris!

Es war der monströs gewachsene Fürst der Höllen-Engel!

Riesengroß war er, muskulös, in eine nachtschwarze, matt schimmernde Rüstung gekleidet, mit gewaltigen weißen Adlerschwingen, die aus seinem Rücken wuchsen. Sie katapultierten den Körper durch die Luft.

Der Fürst der Höllen-Engel schien Mike wittern zu können, denn plötzlich ruckte er im Flug herum, sackte weg. Der Langbogen, den er in der rechten Hand hielt, zuckte hoch, Mike sah den schwarzen Pfeil, die tödlich scharfe Pfeilspitze – sie war direkt auf ihn gerichtet.

Und sirrte von der Sehne!

Mike tauchte vom Fenster weg. Der schwarze Pfeil verfehlte ihn, schlug irgendwo im Bad mit einem schmetternden Krachen in die Wand. Mike federte hoch, hielt die Luger im Combat-Anschlag.

Der Höllen-Engel jedoch floh!

Mike wußte nicht, ob er sich nicht täuschte – aber als ihm der Dämon für Sekunden noch einmal das Gesicht zuwandte, das unter dem goldenen Helm halb verborgen war, glaubte er, eine schreckliche Narbe in der einen Gesichtshälfte sehen zu können.

Genau dort, wo ihn in Paris Damonas Silberkugel getroffen – nicht jedoch getötet hatte. Und das würde bedeuten, daß dieses Wesen gegen Silber immun war!

Aber wie gesagt – Mike konnte sich nicht sicher sein.

Sein hagerer Körper entspannte sich, noch immer hielt er jedoch die Luger im Anschlag, ohne jedoch hinter dem flüchtenden Höllen-Engel herzufeuern. Er wollte keine Unbeteiligten gefährden, denn dort drüben gab es angrenzende Häuser, Fenster, Dachterrassen und Flachdächer, aus denen Schornsteine aufstiegen. Auf diese Dächer zogen sich gerne die jungen Liebespärchen zurück.

Der Höllen-Engel schwebte darüber hinweg, sein Schatten wischte über Giebel- und Flachdächer. Die Bestie, die sich auf die Seite Zarangars, des Teufels in Menschengestalt, geschlagen hatte, ließ das Häusermeer Londons unter sich wegsacken, schraubte sich mit wuchtigen Flügelschlägen höher und höher und verschwand als schwarzer Punkt in den grauen Wolken, die über der Themse-Metropole hingen.

Mike atmete durch, er spürte Damonas Nähe. Er drehte sich um.

Sie kam vorsichtig zu ihm, noch immer splitternackt, aber jetzt mit ihrer Luger bewaffnet.

Ein durchaus reizvoller Anblick, fand Mike, und er meinte nicht die Luger. »Hübsch«, kommentierte er.

»Daß du jetzt daran denken kannst.« Sie schüttelte den Kopf.

»Der Kerl ist über alle Berge. Oder besser: über alle Häuser. Du lebst. Was will ich mehr.« Er lächelte freudlos.

Sie gingen vom Fenster weg. Damona ging auf Zehenspitzen, denn der ganze Boden war mit Glassplittern übersät. Wenn Mike Hunter darauf trat, knirschte es.

Er steckte seine Luger in die Halfter und hob Damona spielerisch hoch und trug sie in den Livingroom hinüber.

Auf der bequemen Couch setzte er sie ab.

»Er lebt also wirklich noch«, sagte er.

»Und er ist höchst aktiv. Komisch, daß er gerade jetzt aufgetaucht ist…« Damona runzelte die Stirn.

»Er wollte dich umlegen. Ist doch ganz einfach. Durchs Fenster mit einem Pfeil erschossen zu werden…« Mike schüttelte sich. »Kein schöner Tod. Und dazu noch im Bad…«

»Vielleicht wollte er mich auch daran hindern, die Botschaft vollends zu lesen.«

»Was für eine Botschaft?«

»Thomas hat mir eine Nachricht zukommen lassen. Frag mich nicht, wie er das geschafft hat, aber ich habe ihn im Spiegel gesehen… Er hat mit dem Pinsel herumgekleckst …« Damona erzählte Mike alles, was geschehen war, bevor der heimtückische Angriff durch den Fürsten der Höllen-Engel erfolgt war.

Mike hörte zu, stellte knappe Zwischenfragen, und als er durchblickte, stand er auf und ging zum Telefon.

»Ich rufe auf King's Castle an«, erklärte er.

»Und ich ziehe mich an. Wir gehen nach Amsterdam.«

Mike hielt den Hörer in der Hand, wählte jedoch noch nicht. »Und wenn das genau das ist, was sie wollen? Ich meine, wenn dieser – wie heißt er noch?«

»Kirgaal-Chan.«

»Wenn dieser Kirgaal-Chan hier in London ist, dann ist höchstwahrscheinlich auch sein Herr und Meister Zarangar nicht weit.«

»Wir haben die Wahl, ich weiß. Aber Thomas' Hinweise beziehen sich ausschließlich auf Amsterdam – und die Freaks und auch Ben.«

»Und du meinst, deshalb hat Kirgaal-Chan den Spiegel zerstört? Damit du keine weiteren Einzelheiten mehr erfährst?« fragte Mike skeptisch. »Er will also, daß wir in London bleiben?«

»Könnte immerhin sein.« Damona erhob sich in einer fließenden Bewegung, und es war eine Freude, ihr zuzusehen, wie sie sich bewegte. Das Morgenlicht ließ ihr rabenschwarzes Haar schimmern.

Weit floß es über ihren Rücken, auf dem bei jeder Bewegung ihre Muskeln unter der samtweichen Haut spielten.

Damona ging an den Schrank und öffnete ihn. »Auf jeden Fall«, sagte sie dann entschlossen, »werden wir ihm diesen Gefallen nicht tun.« Sie sah Mike halb über die Schulter her an. »Oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

Dennoch blieb es ein Risiko, er wußte, daß dies auch Damona wußte. Waren sie in Amsterdam, konnte Zarangar hier in London zuschlagen. Blieben sie in London, dann konnte er in Amsterdam zuschlagen. Aber sie konnten nicht überall gleichzeitig sein, und Zarangar, ihr unheimlicher Gegner, war ihnen sowieso stets um einen Zug voraus.

Damona suchte sich ihre Kleider heraus, legte noch ein paar dazu und zog dann ihren und Mikes Reisekoffer vom Schrank herunter.

»Packst du?« fragte sie. »Dann kann ich noch schnell duschen.«

»Okay.«

»Danke.« Sie gab ihm einen Kuß und verschwand im Bad, gleich darauf rauschte das Wasser.

Mike setzte sich, nahm das Telefon auf die Knie, wartete aber noch immer mit dem Wählen. Er versuchte, sich in Zarangars Lage zu versetzen. Seine Winkelzüge nachzuvollziehen.

Wieder einmal hatte Zarangar bewiesen, wie gefährlich und unberechenbar er war. Er hatte seinen Killer-Engel dann losgeschickt, als eigentlich niemand damit gerechnet hatte. Und wären Damonas Reflexe nicht so hervorragend gewesen, dann wäre sie jetzt tot.

Zarangar erwies sich als schlimmer als jeder Dämon, mit dem sie es bisher zu tun gehabt hatten.

Womit wieder einmal bewiesen wäre, daß Menschen die schlimmsten Raubtiere dieser Welt waren. Zarangar war ein Mensch, bis vor kurzem überdies höchst ehrbar und geachtet. Ein Multimillionär, der sein Geld an der Börse gemacht hatte. Zarangar war Franzose, hatte in Paris gelebt und war schließlich größenwahnsinnig geworden. Geld, Macht, Einfluß – all das hatte er gehabt, aber er wollte mehr, viel mehr. Vielleicht die Unsterblichkeit. Auf jeden Fall hatte er sich mit Asmodis, dem Fürsten der Schwarzen Familie, verbündet. Mittlerweile spielte er bereits eine führende Rolle. Kirgaal-Chan, der Fürst der Höllen-Engel, war erweckt und ihm zur Seite gestellt worden. Und dazu auch noch das Heer der Höllen-Engel, die von Asmodis verbannt worden waren. Unter Zarangar hatte Asmodis ihnen Gnade erwiesen und sie waren rehabilitiert worden.

Eine fürchterliche Streitmacht stand dem Mensch-Teufel somit zur Verfügung.

Aber Damona und er hatten wenigstens einen kleinen Anfangsund Achtungserfolg gegen Zarangar erzielt. Er war vor der Öffentlichkeit als Verbrecher entlarvt worden. Seine Konten waren gesperrt, er konnte sich in Paris nicht mehr offiziell blicken lassen. Die mörderischen Vorfälle im Zarangar-Tower hatten dafür gesorgt. Die

Leichen, die Zarangars Weg gepflastert hatten, hatten der französischen Polizei die Augen geöffnet. Jetzt wurde er unter anderem auch von Interpol gesucht. Mit wenig Aussicht auf Erfolg, das wußte Mike. Aber immerhin. Seine Möglichkeiten waren zumindest eingeschränkt.

Wenn Asmodis jetzt einen Straffeldzug gegen die Freaks durchziehen wollte, dann konnte es durchaus sein, daß er Zarangar zum ausführenden Organ bestimmt hatte. Also war es richtig, nach Amsterdam zu fliegen und dort nach dem Rechten zu sehen.

Mike nickte, wählte und bekam -wenig später Henry, den guten Geist von King's Castle, an die Strippe.

Der alte, treue Diener war ganz außer Atem und aufgeregt.

»Was ist denn, Henry?« fragte Mike.

»Thomas…«, keuchte der Butler. »Thomas Warner … Er ist vorhin in Koma gefallen. Er reagiert auf nichts mehr. Sitzt nur da, wie eine Steinstatue. Es ist schrecklich, Mr. Hunter.«

»Hat er gemalt? Ich meine – hatte er Pinsel und Farbe?«

»Woher wissen Sie denn das, um Gottes willen?« Henrys Stimme klang ehrfürchtig. »Ja, er hat gemalt. Auf ein Stück Glas. Mit roter Farbe. Sinnlose Kleckserereien, Sir, aber…«

»Rufen Sie einen Arzt für ihn, Henry. Und machen Sie sich keine Sorgen. Ich glaube, Thomas wird bald wieder in Ordnung sein. Er hat einen – na, nennen wir es Schock, bekommen.«

»Sie belieben, in Rätseln zu sprechen, Sir!« flüchtete sich Henry in seine gestelzte Ausdrucksweise, weil er einfach nur noch Bahnhof verstand.

»Genau das, Henry, genau das. Nichts für ungut. Bye, bye.«

Mike Hunter legte auf.

Damona kam eine halbe Minute später aus der Dusche. Mike informierte sie knapp, dann telefonierte er mit dem Empfangschef des Claridge's und sorgte dafür, daß er einen Glasermeister kommen ließ, der das Badezimmerfenster ersetzte. Dann telefonierte er noch zweimal. Einmal mit Romano Tozzi, den er bat, ihm und Damona einen Hubschrauber auf dem Landedach der Konzern-Zentrale bereitstellen zu lassen, und alle gesetzlichen Angelegenheiten für einen Flug zum Festland hinüber zu ebnen.

»Wissen Sie, was Sie da von mir verlangen? Zauberei! Und was wird aus der Besichtigung der Penthouse-Wohnung?« Tozzi hörte sich verzweifelt und ärgerlich an.

»Die muß warten. Leider. Das hier ist wichtiger.«

»Dämonen?«

»Ja.«

Mike unterbrach die Verbindung und wählte schon wieder neu.

Diesmal die Telefon-Zentrale des Claridge's. Er bat um die Nummer

der Pension Ebenhealzer in der Zeedijk Straat in Amsterdam, bekam sie ein paar Minuten später und ließ sich verbinden.

Es knackte und wisperte und rauschte in der Leitung, dann war Frau Tjönissen, die Schwester des Besitzers Frederik Ebenhealzer, am Apparat. Sie verstand Englisch, und Mike sprach mit ihr, buchte ein Doppelzimmer für Damona und sich und erfuhr dann durch eine raffinierte Fangfrage, daß sich auch zwei gute Bekannte bei ihr eingemietet hatten.

Laurinda Mclntire und Ben Murray!

Alles paßte.

Er wollte Frau Tjönissen noch etwas für Ben und Laurinda ausrichten – eine Warnung – aber da steigerte sich das Rauschen in der Leitung zu einem grauenvollen Inferno!

Der Telefonhörer schien plötzlich aus purem Feuer zu bestehen!

Mike schrie und ließ das rotglühende, wabernde Ding los!

Es fiel zu Boden, verformte sich, wurde knisternd und knackend zu einem schwarzen unansehnlichen Stück Schlacke, von dem düstere Dämpfe aufstiegen.

Von jetzt an zweifelte Mike keinen Augenblick mehr daran, daß Laurinda und Ben in tödlicher Gefahr schwebten, denn ohne dies zu wissen, waren sie wahrscheinlich zwischen die Fronten eines Krieges der Dämonen geraten…

Schwarzblütler gegen Freaks!

***

»Wir brauchen die Seele eines Menschen!« sagte der Kröten-Dämon mürrisch. »Ich will nicht warten, bis es dunkel ist. Ich will, daß wir die Sache jetzt erledigen. Und mit der Seelenenergie können wir unsere Magie auch am Tage wirksam werden lassen.«

Sein unheimlicher Gefährte, der sich Gevatter Mord nannte, grunzte zustimmend. »Wir haben die Spur, wir kennen den Ansatzpunkt. Die Pension Ebenhealzer. Asmodis kann zufrieden sein.«

»Asmodis wird erst dann zufrieden sein, wenn die aufständischen Freaks bestraft sind.« Kurzes Schweigen. Dann:

»Wenn Uns dieser David Limat nur nicht belogen hat.«

»Er war nur ein armseliger Mensch. Die Angst hat schon dafür gesorgt, daß er im Angesicht seines Todes die Wahrheit gesagt hat.«

Gevatter Totschlag, der Kröten-Dämon, war nicht überzeugt. »Diese Sterblichen sind zäh. Man darf sie nicht unterschätzen.«

»Trotzdem.«

»Nun, wir werden sehen. Wenn wir die Menschen-Seele haben, werden wir unsere hübschen Schergen angreifen lassen. Die werden schon dafür sorgen, daß die Dinge ins Rollen kommen – und zwar in die richtige Richtung. Und wenn dieser David Limat gelogen hat…«

Der Kröten-Dämon gab ein paar widerliche, schmatzende Laute von sich. Sein fetter Kropf hüpfte, wobei er schleimige Säfte absonderte. »Wir haben schließlich auch noch andere Möglichkeiten.«

»Indem wir sie beispielsweise durch ihre Ebenbilder aus der Reserve locken.« Gevatter Mord kicherte hämisch.

»Es wird ein hübsches Spielchen werden.«

»Sie werden sich in die Hosen machen vor Angst, wenn sie plötzlich Ihresgleichen gegenüberstehen.«

»Ja, und die Menschen, die sie bisher geduldet haben, die ihnen vereinzelt sogar geholfen und Unterschlupf gewährt haben, werden sie hassen. Alle Krüppel und Mißgestalteten werden das Stigma der Vogelfreien tragen…«

»Vielleicht wäre es aber doch besser, die Nacht abzuwarten, bevor wir zuschlagen«, sagte Gevatter Mord, der fette, untersetzte Vampir, unvermittelt. »Du weißt, diese Sterblichen werden sehr leicht aufmerksam, wenn einer der ihren getötet wird. Und wenn wir uns eine Seele holen, dann wird einer getötet.«

Der Kröten-Dämon machte eine unwillige Geste. Sein modriger, fleckenübersäter Umhang bauschte sich, und eine warzenübersäte Klauenhand kam zum Vorschein. »Wir können nicht warten. Asmodis befahl uns, diese Angelegenheit so schnell wie möglich zu erledigen. Schließlich halten ihn diese Freaks nur von wichtigeren Angelegenheiten ab. Also werden wir uns beeilen.«

Der Vampir duckte sich. Er fürchtete Gevatter Totschlags Wutausbrüche. Besser, er steckte zurück, und tat genau das, was der Gefährte tun wollte. Sonst konnte, es leicht möglich sein, daß die Kröte ihre Macht gegen ihn wandte.

»Also besorgen wir uns eine Seele. Es ist schließlich nicht schwer. Diese ganze verdammte Stadt ist voll davon. Man muß sie nur ernten.« Er kicherte, um seine momentane Unsicherheit zu überspielen.

Gevatter Totschlag grunzte wieder. »So gefällst du mir schon besser, Gevatter Mord.«

»Hast du an jemanden bestimmten gedacht?«

Der Kröten-Dämon überlegte kurz. Stille kehrte in dem dunklen, feuchten Abwasserkanal ein, in den sich die beiden Dämonen auf der Flucht vor dem Licht des Tages zurückgezogen hatten.

Sie hätten auch ihr normales, menschliches Aussehen annehmen und sich in dieser Gestalt unter die Sterblichen mischen können.

Aber eine solche Verwandlung kostete Kraft, und gerade die wollten sie sich für ihren Feldzug gegen die Freaks aufsparen.

»Mal sehen«, sagte Gevatter Totschlag eiskalt. »Lassen wir uns überraschen. Wir nehmen irgend jemanden. Der Zufall soll entscheiden.«

Der Vampir nickte eifrig. »Ja, der Zufall. Das ist gut.«

Sie brachen auf.
Ihre Schritte ließen das Wasser, das den Kanal kniehoch erfüllte, platschen. Sie wußten, wenn sie dem Kanal in diese Richtung folgten, dann konnten sie ihn über eine der zahllosen Grachten Amsterdams verlassen.
Es stank bestialisch in dieser niederen Röhre. Auf dem Wasser schaukelte eine schaumige Schicht, die dämonische, flüsternde Impulse ausstrahlte. Es waren Abwässer aus einem nahen Chemie-Werk.
Die passende Umgebung für zwei Dämonen, die soeben ein Todes-Urteil ausgeheckt hatten und jetzt unterwegs waren, es zu erfüllen…

***

Es war zum Ausder-Hautfahren!
Da kam man von der Nebel- und Regeninsel England hierher, aufs Festland, nur um hier von einer schlimmeren Schlechtwetterfront empfangen zu werden, als es im Kingdom jemals gegeben hatte.
Es regnete Bindfäden.
Vom Himmel sah man kaum etwas, denn es war nahezu stockdunkel, und das morgens, kurz vor elf. Wolken hingen wie schwergewichtige Monster in den Straßen und Gassen Amsterdams. Von den Wasserkanälen, den Grachten, die hier überall verliefen und Amsterdam zu einer Art kleinem Venedig machten, stiegen kühle Nebel auf.
Das Leben, das Amsterdam trotzdem erfüllte, war nur zu ahnen: die Fußgänger, die mit hochgeschlagenen Mantelkragen dahineilten und sich im Schutz der Häuser hielten, die Autos, die Fahrradfahrer.
Murray wandte sich vom Fenster ab, dann überlegte er es sich anders, drehte sich noch einmal um, und zog den Vorhang vor.
»Und das nennt sich dann Urlaub«, brummte er.
Laurinda packte gerade die Koffer aus.
Die Pension Ebenhealzer hatte sich als ein hübsches, zweistöckiges Haus mit Giebeldach erwiesen. Das Zimmer war nicht zu groß, dafür aber freundlich eingerichtet, es gab außer dem altmodischen, wurmstichigen Doppelbett einen kleinen Tisch, zwei Holzstühle mit Kissen darauf, eine Kommode. Das Bad war nebenan. Alles war blitzsauber. Die Vorhänge an den Fenstern waren bunt.
Hier konnte man sich wohl fühlen. Erst recht, weil auch die Besitzer, ein gewisser Frederik Ebenhealzer und seine Schwester Rosita Tjönissen, sehr nett und freundlich waren. Man fühlte sich gleich irgendwie zur Familie gehörig.
Murray marschierte wie ein Gefangener und zum äußersten gereizter Löwe im Zimmer auf und ab.
Endlich reagierte Laurinda. »Hör endlich auf, zu schimpfen. Ein

Urlaub besteht schließlich nicht nur aus schönem Wetter.«

Ben blieb stehen, sah sie anzüglich an und kniff dann ein Auge zu.

»Du weißt, daß ich mich noch schonen muß«, sagte er.

Die Antwort war ein sauber zusammengefaltetes Handtuch, das ihm Laurinda zielsicher an den Schädel warf.

»Ein Feuer hast du!« sagte Murray anerkennend. »Das muß man dir wirklich lassen.«

»Gelernt ist gelernt. Was glaubst du, mit wie vielen Typen ich schon fertig werden mußte? Als Taxifahrerin hat man kein leichtes Leben. Alle sehen nur das Sex-Objekt in uns Frauen.«

Murray verkniff sich eine boshafte Bemerkung. Immerhin war seine Laurinda ein stattliches Weibchen, auf das der Ausdruck Walküre wohl eher passen würde. Sie war groß und vollschlank, dabei aber war ihr Gesicht durchaus hübsch. Gut, er hätte sie mit ihren Pfunden aufziehen können, tat es jedoch nicht. Dazu mochte er sie nämlich zu gerne.

»Überlegst du dir jetzt eine Bosheit?« erkundigte sie sich und richtete sich auf.

»Ich überlege mir einen wirksamen Schönwetter-Tanz«, meinte er.

Und erschrak fürchterlich, denn da gellte ein grauenvoller Schrei auf, der gleich darauf in einem Röcheln endete…

***

Blutüberströmt lag Rosita Tjönissen am Fuß der Treppe.

Ben Murray hielt seinen Dienstrevolver in der Faust, als er die Stufen zu ihr hinunterraste. Ein schneller Rundblick zeigte ihm, daß niemand in der Nähe war, der als Täter in Frage kam. Verdammt!

Ein dumpfes Stechen entstand in Murrays Brust. Die Schußwunde.

Unangenehm erinnerte ihn der Druck daran, daß die Narbe jederzeit wieder aufplatzen konnte, wenn er übertrieb.

»Mrs. Tjönissen«, sagte er leise, als er sich neben ihr hinkniete. In der kleinen Pension war es noch immer still. Frau Tjönissens Bruder Frederik war wegen einiger Besorgungen unterwegs, außer Laurinda und ihm gab es momentan keine Gäste, denn noch war die Saison nicht angebrochen.

Er kümmerte sich um die Verletzte. Glücklicherweise sahen die Kratzwunden an ihrer Stirn und der Wange schlimmer aus, als sie waren. Das viele Blut täuschte zusätzlich. Am Hals sah Ben Würgemale von dicken, langen Fingern, die sich jetzt dunkel verfärbten.

Frau Tjönissen hatte noch einmal Glück gehabt.

Stoßweise atmete sie. Ihre Lider flatterten, dann bewegten sich ruckend ihre Hände.

Sie stöhnte.

»Ganz ruhig, Mrs. Tjönissen.« Niemand hätte Murray zugetraut, daß er so sanft sprechen konnte.

»Mr. Murray…«, sagte Frau Tjönissen auf Englisch, so daß er sie verstehen konnte. »Ein Ungeheuer …«

Murray zuckte zusammen. Wie elektrisiert fühlte er sich, denn was Ungeheuer anbetraf, rastete bei ihm sofort eine Sicherung ein.

Ungeheuer – Dämonen – die Schwarze Familie!

»Was ist passiert?«

Rosita Tjönissen richtete sich benommen und schwerfällig auf. Er war ihr behilflich. Schwankend stand sie, und er hielt sie fest. Er drängte sie nicht zum Reden, sondern führte sie in die kleine, lichte Küche, wo sie sich erschöpft auf einen Stuhl sinken ließ.

»Es war plötzlich da«, sagte sie leise. Ihre linke Hand tastete schüchtern an ihren Hals. »Es ist über mich hergefallen, und wollte mich erwürgen. Dann kam das zweite…«

»Zwei?«

Sie nickte, ihr blondes Haar fiel in ihr schmales, blasses Gesicht.

»Sie wollten mich umbringen, Mr. Murray.« Sie schluckte. »Ich verstehe das nicht. Sie kamen aus dem Nichts, und haben mich angegriffen. Wie reißende Tiere. Wie Wölfe.«

»Wie sahen sie aus?«

»Ich weiß nicht mehr genau… Der eine war unsagbar dick, sein Gesicht war breit, er hatte zwei lange Eckzähne … Und der andere…« Sie überlegte kurz. »Wie eine Kröte. Ja, groß und stark, und sein Körper war weich. Das Gesicht aber sah wie das einer riesigen Kröte aus.« Sie fröstelte unter der Erinnerung.

»Laurinda…« Ben wandte sich halb um.

Erst jetzt bemerkte er, daß ihm Laurinda Mclntire gar nicht gefolgt war.

Ein eiskaltes Rieseln machte sich auf seinem Rücken bemerkbar.

Zwei Dämonen hatten Rosita Tjönissen überfallen – und töten wollen. Zumindest sollte es so aussehen.

Konnte es sein, daß sie es in Wirklichkeit gar nicht auf Rosita Tjönissen abgesehen hatten, sondern auf – »Bleiben Sie hier sitzen. Ich komme gleich zurück«, sagte Ben hastig und war schon wieder unterwegs. Er rannte aus der Küche in den Flur hinaus, erreichte die Treppe und stürmte hoch. Sein Herz pochte schmerzhaft. Seine Handflächen waren feucht.

Er war noch drei Yards von der Zimmertür entfernt, als er den dumpfen Laut hörte.

Wie von einem Körper, der haltlos und schwer zu Boden fiel!

»Laurie!« schrie Ben.

Mit der Wucht einer Dampframme stürzte er ins Zimmer.

Dort sah es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen, ihr gesamtes

Gepäck war durcheinandergeschleudert, lag im ganzen Zimmer verteilt.
Und mitten in diesem Chaos…
Es verkrampfte Murrays Herz.
Er sah die beiden Beine. Auf dem Boden.
»Laurie.« Erstickt hörte sich seine Stimme an. Ein Brennen war in seinen Augen. Plötzlich fühlte sich Ben unsagbar alt, als er langsam das Bett umrundete.
Auf der anderen Seite lag sie.
Laurinda.
Auf dem Bauch, das Gesicht zur Seite gewandt.
Murray sah nur Laurinda Mclntire.
Er hatte das Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen. Sie ist nicht tot, sagte er sich. Sie ist nicht tot.
Das Kichern war hämisch und selbstgefällig, und es kam von links. Dort stand das Doppelbett, auf dem Laurie vorhin die Koffer liegen gehabt und ausgepackt hatte.
Jetzt aber stand dort ein Dämon!
Ein häßlicher, fetter Bursche, schmierig, in modrige, stinkende und nasse Lumpen gehüllt, das Gesicht eine Fratze des Spotts. Blitzende Vampir-Zähne bleckte das Unwesen.
Murray riß die Luger hoch und drückte ab.
Die Kugel bestand aus geweihtem Silber, und dagegen hatten selbst abgebrühte Dämonen etwas, denn mit diesen Geschossen konnten sie vernichtet werden.
Die Horror-Kreatur auf dem Bett schrie gellend auf.
Murray feuerte ein zweites Mal, wußte aber, daß er auch diesen Schuß vor Hast verrissen hatte.
Der Vampir floh.
»Gevatter Totschlag!« kreischte er. »Gevatter Totschlag!« Und dann murmelte er noch ein paar Worte, die Ben nicht verstand, wahrscheinlich Dämonensprache. Oder Zauberformeln.
Auf jeden Fall: Der Vampir löste sich auf, verschwand, seine Körperkonturen wurden durchscheinend und verwischten, bevor Murray ein drittes Mal feuern und den Kerl erledigen konnte.
»Shit!«
Ben war außer sich. Er haßte sich, weil er versagt hatte. Er haßte sich, weil er Laurinda nicht hatte beschützen können. Er –Er sicherte in die Runde. Das Zimmer war letzt leer. In der Wand über dem Bett waren zwei Einschußlöcher.
»Laurie…«
Ben ließ sich neben ihr nieder. Er legte die Luger auf den Boden.
Fast zögerte er, Laurie zu berühren. Dann tat er es doch. Behutsam zog er sie herum. Wollte sie herumziehen. Es ging schwerer, als

erwartet, denn Laurinda McIntire schien zu Eis erstarrt zu sein.

Mühsam schaffte es Ben, sie herumzuwälzen. Laurindas Körper wies keine Verletzungen auf. Ihre Äugen waren geschlossen. Ihre Lippen fest zusammengepreßt. In einer unnatürlichen Starrheit lag sie vor ihm.

Es sah aus, als würde sie schlafen und einen schlimmen Alptraum träumen. Als hätte sich jeder Muskel ihres Körpers angespannt.

Aber Ben spürte keinen Herzschlag und auch keinen Atem mehr.

Wie betäubt nahm er Laurinda in seine Arme. Und dann schrie er seinen Schmerz hinaus…

***

Über der Nordsee ballte sich ein Unwetter zusammen.

Die düsteren, wattigen Wolkenberge schienen den Hubschrauber buchstäblich verschlucken zu wollen. Überall waren die faserigen, schleierartigen Gespinste aus Schwarz, Grau, Weiß. Wenn man zu lange hinstarrte, dann glaubte man, unfaßliche Gestalten und Fratzen sehen zu können.

Damona fand, daß diese Fratzen dann genauso aussahen, wie die, die sie vorhin in ihrem Bad gesehen hatte. Kurz, bevor der Angriff Kirgaal-Chans erfolgt war.

Bert Mortimer saß an den Instrumenten des Hubschraubers. Damona hatte volles Vertrauen zu ihrem Piloten. Sie kannte ihn flüchtig. Damals, als der Fluch der Totengöttin nach den Menschen Londons gegriffen hatte, hatte sie Mortimer von Hannover nach London zurückgeflogen.[4] Er war zuverlässig.

Das Meer war nur vereinzelt zu sehen. Als fast schwarze, wild bewegte Fläche. Wolkenberge türmten sich auf, Gischt flog. Ein eiskalter, wütender Ostwind peitschte die Wellen.

Der Flug verlief dennoch ohne Zwischenfall, und als dann der Amsterdamer Flughafen Schiphol im Südwesten der Stadt nahe war, ging Mortimer tiefer.

Die Wolkenfetzen wichen. Die Kanzel war leicht beschlagen.

Mortimer bekam Landeerlaubnis. Tozzi hatte den Behördenkram wieder einmal erstklassig geregelt.

Der Hubschrauber setzte federnd auf.

»Ich kümmere mich um die Formalitäten«, erklärte Bert Mortimer, öffnete die Kanzeltür und war schon draußen. Es regnete. Die Tropfen klatschten gegen die Kanzel. Lange, silberne Schlieren rannen bodenwärts.

»Ein Weltuntergangswetter«, sagte Mike.

»Dann paßt es ja.«

»Du denkst an Ben und Laurinda?« fragte Mike.

»Und an die Freaks. Ich verstehe nicht, weshalb die Dämonen sie

nicht in Ruhe lassen. Thomas hat mir mitgeteilt, daß die Freaks den Frieden wollen. Ich soll ihnen helfen. Dabei weiß ich noch immer so wenig.«

»Zum Beispiel, was die Freaks wirklich sind.«

»In den alten Zauberbüchern und Schriftrollen der Weißen Magie, die mir meine Mutter hinterlassen hat, steht, daß Freaks ausgestoßene Dämonen sind. Verbannte, Verfluchte. Vogelfreie, wenn du so willst.«

»Aber sie wollen in Frieden leben?« sagte Mike verblüfft.

»Ja. Und deshalb wird Asmodis sie wahrscheinlich hassen.«

»Und bestrafen wollen.« Mike seufzte. »Ich wußte bisher gar nicht, daß es diese Freaks wirklich gibt. Ich habe immer geglaubt…« Er winkte ab. »Man sollte von mir erwarten können, daß ich mittlerweile gelernt habe, daß es nichts gibt, was es nicht gibt.«

Mortimer kehrte zurück. »Alles klar«, verkündete er mit einem verwegenen Lächeln und wischte sich den Regen aus dem Gesicht.

»Ich kann Sie in die Stadt fliegen. Nur ein paar Yards von der Nicolaaskerk entfernt liegt die Schreierstoren und das Oosterdok. Da kann ich sie rauslassen.«

»Prima.«

Bert Mortimer zog den Hubschrauber hoch. Die Rotoren zersägten die Regenbindfäden und trugen den Silbervogel in Richtung Stadtzentrum.

Für kurze Zeit klarte das Wetter ein bißchen auf. Damona konnte einen weiten Blick über das regennasse Amsterdam schweifen lassen. Wie Jahresringe hatten sich die Grachten um den alten Kern der Stadt gelegt. Amsterdam präsentierte sich als Häusermeer, man sah viel Grün, viele Wasserstraßen und ganz weit am Horizont die offene See, die Hafenanlagen, die Docks. Hier und da gab es bunte Kleckse. Doch verschwanden diese bald wieder, als sich der Wolkenhimmel wieder über der Stadt schloß.

Zehn Minuten später hatten sie ihr Ziel erreicht. Bert Mortimer hatte sich nur einmal verflogen, dann aber seinen Landeplatz schnell entdeckt. Er konnte ihn gar nicht verfehlen, denn das Oosterdok war eine sehr große Anlage.

Damona sah nur flüchtig hin. Sie dachte an die vor ihr und Mike liegende Aufgabe. Gut, sie hatten sich vage abgesprochen, wie sie vorgehen wollten, aber es gab doch ziemlich viele Unbekannte in ihrer Gleichung. Wahrscheinlich lief es wieder darauf hinaus, zu improvisieren. Darin waren sie mittlerweile fast Meister.

Sie mußten versuchen, mit den Freaks Kontakt zu bekommen.

Sie mußten –Mortimer ließ den Hubschrauber aufsetzen. Knatternd kamen die Rotoren zum Stillstand. »Soll ich…«

Damona wußte, daß er ihr und Mike seine Hilfe anbieten wollte.

»Nein«, sagte sie sanft und legte Bert Mortimer die Hand auf den

Arm. »Ich kann und darf Sie nicht in Gefahr bringen.«
»Aber…«
»Besser, Sie versuchen nicht, mit ihr zu streiten«, riet Mike.
Mortimer fügte sich. »Dann warte ich…«
»Ja, aber auf dem Flughafen. Hier fallen Sie nämlich auf. Okay?«
Er warf Damona King einen langen Blick zu, dann nickte er.
»Okay.«
»Danke.«
»Viel Glück, Miß King, Mister Hunter.« Er nickte ihnen zu.
Damona knöpfte den Regenmantel zu, dann stieg sie aus. Mike folgte ihr. Er hielt bereits den Stadtplan in der Linken, damit sie den richtigen Weg einschlugen.
Sie rannten.
Der Regen und die Finsternis verschluckten den Hubschrauber, der auf dem Dock tatsächlich wie ein bizarres, schemenhaftes Wesen aus einer anderen, fremdartigen Welt aussah.
Ein paar Augenblicke später hörte Damona, daß die Rotoren wieder angelassen wurden. Das Geräusch entfernte sich.
Dafür jedoch war etwas anderes da!
Eine gefährliche Aura…
Eine Ausstrahlung, wie sie kein menschliches Wesen hatte…
Die Ausstrahlung eines Dämons…

***

Seit einer halben Stunde stand Renee van Tom am Fenster und starrte in den Regen hinaus. Die Natur machte ihre ureigene Musik.
Prasselnd hämmerten die Tropfen auf Hausdächer und Straßen herunter, schwemmten den Staub und den Dreck davon, ließen Ölflecken zu schillernden Gebilden werden. In den Dachrinnen rauschte und gluckerte es, die Grachten waren aufgewühlte schwarze Seen, die Bäume, die die Kanäle säumten, wurden zerzaust und durchgeschüttelt. Und die Fensterscheiben waren blind.
Das war Renee gerade recht. Er sah hinaus, aber er wollte nichts und niemanden sehen. Vielleicht stand er nur hier, damit ihm die Leere und Stille des großen Theaterraumes hinter sich nicht bewußt wurde.
Ganz allein hielt er sich in diesem Raum des Kuriositäten-Theaters Bijazaar auf. Es war ein baufälliges Theater im Westen Amsterdams, in der Nähe des Anne-Frank-Hauses und der Westerkerk. Die Wände wirkten morsch, die Dekoration ebenfalls, und der Verputz sah hier und da aus, als würde er bei der geringsten Erschütterung von Wänden und Decke rieseln. Die Messinglüster, der Zuschauerraum mit den vielen Sitzreihen sowie die Bühne an der Stirnseite des Theaters mit ihren schwülstigen roten Samtvorhängen – alles signalisierte Alter. Das Holz roch danach, der Stoff. Trotzdem kamen die Leute, die

abends hierher kamen, um die Schau der Mißgestalteten zu sehen, auf ihre Kosten. Das Bijazaar wurde schon lange nicht mehr als Geheimtip gehandelt. Jeden Abend war hier eine Menge los, dann erwachte das Theater aus seiner Stille, aus seinem Alter zu glitzerndem, groteskem, bizarrem Leben.

Und das war gut so.

Nicht für den Umsatz. Nein, darauf kam es den Betreibern nicht unbedingt an. Es war wegen der Tarnung.

Denn das Bijazaar war zugleich auch Haupttreffpunkt der Freaks von Amsterdam. Hier fielen sie nicht auf. Im Lauf der Zeit waren sie eine verschworene Gemeinschaft geworden.

Unter den normalen Kellerräumlichkeiten des Bijazaar gab es Katakomben, die noch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs stammten.

Die Freaks hatten sie ausgebaut, bewohnbar gemacht. Jetzt waren diese Katakomben ihr Hauptquartier. Es bestand aus einem großen Versammlungsraum und vielen kleineren Kammern und Räumen; dazu die vielen Querverbindungen und Gänge sowie mehrere geheime Ausgänge, so daß sie nie Angst haben mußten, hier unten wie Füchse im Fuchsbau ausgeräuchert zu werden. Hauptein und -ausgang blieb jedoch das Bijazaar.

Renee van Tom dachte an all dies, aber vor allem dachte er an Verena. Sie rang mit dem Tod.

Eigentlich hätte sie schon längst tot sein müssen, aber Asmodis grausame Magie, die mit der Verfluchung zum Freak aktiv wurde, verhinderte dies. So stand Verena ein fast endloses Leben in Agonie bevor.

Unten, in einer als Krankenraum ausgebauten Kammer der Katakomben, siechte sie vor sich hin. Zwei andere Freaks waren bei ihr.

Joskan Grendel und Sigrijd Kress.

Die anderen Brüder und Schwestern waren zu Hause oder gingen ihren Berufen nach. Wie auch bei den Menschen, so gab es auch unter ihnen Arme und besser situierte. Mit dem großen Unterschied jedoch, daß die besser situierten den Armen halfen, wo sie nur konnten. So war das Bijazaar-Theater offiziell zwar Eigentum eines »Normalen«, eines Deutschen namens Klaus Lukes, inoffiziell und in Wirklichkeit jedoch gehörte es der Freak-Bruderschaft.

Diese Handhabung war notwendig, denn die Dämonen durften von diesem Stützpunkt nie erfahren!

Klaus Lukes war, ebenso wie David Limat und andere Menschen, ihr Freund. Er würde sie nie verraten.

Und außerdem waren die Katakomben auch hervorragend gegen Dämonen abgesichert – durch Bannsprüche, Weihwasserschalen, magische Schutzformeln und sogar Dämonenfallen.

Knarrend bewegte sich eine hohe Doppelflügeltür in ihren Scharnieren.

»Renee!«

Renee van Tom drehte sich langsam um. Das Zwielicht, das im Theater herrschte, tat ihm gut. Er hätte jetzt kein helles Licht vertragen können.

Ein Zwerg war eingetreten, schüttelte den Regen von seinem breitkrempigen Hut und knöpfte den langen, dunklen Regenmantel auf.

Dabei sah er sich um, erblickte Renee und kam auf ihn zu.

»Samuel«, sagte Renee van Tom erstaunt.

Samuel Stedelhoum, der Zwerg, war einer von Renees besten Freunden. Er war kaum einen Meter groß, und abgesehen von seinem Wuchs trug er kein weiteres Stigma des Verfluchtseins. Der weiße Bart, der sein ganzes Gesicht überwucherte und nur die Augen freiließ, sorgte dafür, daß manche Menschen glaubten, er sei direkt aus einem Märchen entsprungen. Samuel war auch der Star der Satire-Nummer »Schneewittchen und der böse Wolf«.

Jetzt aber war davon nichts zu spüren. Samuel strahlte depressive Gedanken aus, Renee konnte sie fühlen.

»Was ist passiert?«

Samuel blieb vor ihm stehen, legte den Kopf in den Nacken und sah zu ihm auf. »David…«, begann er rauh, nahm einen zweiten Anlauf, und sprach es dann aus: »Sie haben David getötet. Gestern nacht. Wahrscheinlich, als er von uns gekommen ist.«

»Mein Gott!«

Totenbleich wurde Renee van Torn, alles in ihm krampfte sich zusammen. Schmerz, Zorn, Ärger mischten sich. Dazu kam die schreckliche Leere des Theaters.

»Es ist wahr. Heute steht es in den Zeitungen. Die Polizei tappt im dunkeln. Irgendein Schmierfink von einem dieser Revolverblättchen hat die Vermutung geäußert, daß David von einem… einem Werwolf zerfleischt worden sein könnte.«

Renee starrte über Samuel weg ins Leere. Zuerst Verena, jetzt David, weil er Verena und ihnen geholfen hatte. Weil er ihr Freund war.

»Wir – wir müssen zurückschlagen!« sagte Samuel tonlos. »Es hat keinen Sinn, in Frieden leben zu wollen, solange uns die Dämonen nicht in Frieden leben lassen wollen.« Er packte Renees Handgelenk, wollte den Freund herumziehen, was er jedoch nicht schaffte.

Renee blieb stehen. »Nein, Samuel. Das würde – Krieg bedeuten. Krieg ist niemals eine Lösung. Das siehst du doch an den Menschen. Wie oft haben sie sich schon die Köpfe blutig geschlagen? Und was hat es ihnen gebracht? Nur immer neue Kriege, neue Auseinandersetzungen.« Verächtlich schüttelte er den Kopf.

»Ich weiß, Renee. Aber…« Er brach ab, rang verzweifelt die Hände.
»Zwei Opfer bisher. Es wird mehr geben. Die Dämonen wissen von der Bruderschaft, das hast du selbst mir gesagt. Sie werden nicht eher ruhen, als bis sie uns gefunden haben…« Er stockte, brach ab.
»Ob David…?« Er sprach die Frage nicht aus.
Renee sagte bestimmt: »David hat uns nicht verraten.«
»Du weißt, was unsere Ex-Brüder für Methoden haben.«
»Er hat uns nicht verraten. Außerdem – hier sind wir sicher. Wir haben die Katakomben als letzten Zufluchtsort. Wir haben Proviant und Wasser dort unten, sanitäre Einrichtungen – und noch immer genügend unverdächtige Freunde.«
»Du hast etwas unterschlagen, Renee. Etwas sehr Wichtiges. Wir haben auch noch unsere Kräfte. Wir sind nicht hilflos. Nicht ganz wenigstens. Joskan kann seine Magie noch immer recht gut wirksam werden lassen, und Lilijan, die Hexe, und…« Er winkte ab, als er den bittenden Ausdruck in Renees Augen bemerkte.
»Wir müssen unsere Brüder und Schwestern sofort benachrichtigen. Wir müssen sie warnen.«
»Und dann?«
»Wir dürfen uns in nächster Zeit nicht mehr treffen.«
»Die Köpfe in den Sand stecken, Renee? Sollen wir abwarten, bis die Dämonen uns einzeln besuchen und umbringen? Denn das sage ich dir – sie werden kommen. Zu jedem Freak, der in dieser Stadt lebt. Denn solange sie in ihren Wohnungen sind, sind sie nicht sicher, sondern hilflos. Wie viele Dämonen mögen auf uns angesetzt worden sein, was meinst du? Renee – denk nach, bitte…«
»Ich bin nicht der Anführer der Bruderschaft, ich kann und will keine Befehle geben. Es war nur ein Vorschlag. Samuel – ich habe Angst.«
»Ich auch«, gestand der Zwerg. Er wandte sich ab. »Ich werde dafür sorgen, daß alle Freaks benachrichtigt werden. Auch unsere Kundschafter, die wir nach dem Überfall auf Verena ausgeschickt haben, damit sie sich in der Stadt umsehen.«
»Ja«, erwiderte Renee abwesend. Seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Er schämte sich deswegen nicht. David war ein guter Freund gewesen. Es gab nicht zu viele Menschen, die ihre Freunde waren, und die die Freaks als Freunde akzeptierten. David jedoch war einer gewesen. Jetzt war er tot, grausam ermordet.
Es stimmte, unwillkürlich dachte man zuerst an Rache. Aber das hätte David nicht gewollt. Auch er wollte den Frieden, auch wenn er manchmal mit seinen Punk-Parolen um sich geworfen hatte, wenn er über die menschliche Gesellschaft besonders verzweifelt und verbittert gewesen war.
Vielleicht hatte Samuel doch recht. Vielleicht sollten sie alle zusammenkommen, denn gemeinsam waren sie stark. Wenn sie

zusammen waren, dann konnten die Dämonen sie nicht einfach mehr abschlachten.

Das brauchte nicht den Krieg zu bedeuten. Es war passiver Widerstand. Den Freaks durfte kein weiteres Leid zugefügt werden!

Das sagte er auch Samuel Stedelhoum. Der Zwerg sah ihn lange an, dann nickte er. »Jeder soll selbst entscheiden, ob er kommen will oder nicht«, sagte er. Vielleicht bedauerte er in diesem Moment, daß die Bruderschaft keinen Anführer, nicht einmal ein Anführergremium hatte. Es gab nur ein Ziel, das sie verband: Den Wunsch nach Frieden, Ruhe. Das konnten sie auch ohne Anführer anstreben. Aber Renee war sich nicht sicher, ob Samuel tatsächlich daran gedacht hatte. Das Gesicht des Zwerges war durch den Bart perfekt getarnt.

Renee klopfte dem Zwerg auf die Schultern. »Einverstanden. Eine gute Idee, Samuel.«

»Hoffentlich begehen wir keinen schrecklichen Fehler.«

Samuel Stedelhoum erwartete keine Antwort von Renee. Er ging zur Tür und hinaus.

Renee trat wieder ans Fenster. In seinem Innersten arbeitete es.

Eine Idee wollte sich ihm aufdrängen. Ein riskantes Wagnis, das jedoch Licht in die momentan im dunkeln liegenden Schachzüge der Schwarzblütler bringen könnte…

Er sah Samuel Stedelhoum durch den Regen davoneilen, und fühlte sich unsagbar einsam.

***

Damona King registrierte die dämonischen Ausstrahlungen!

Schmerzhaft zog sich ihre Kopfhaut zusammen. Es war, als würde eine Knochenhand aus dem Nichts darüberkratzen.

»Mike!«

Der knappe Ruf stoppte Mike Hunter, der drei Schritte vor ihr war.

Damona stand bereits und starrte in die Richtung, in der sie die Dämonenimpulse *witterte*. Ihre Hexenfähigkeiten waren zwar nur mehr latent vorhanden, aber diese Witterung war kein Trugschluß.

»Was ist denn?«

»Ein Dämon. Wir werden beobachtet.«

»Jetzt schon?« Mike starrte auch in ihre Richtung, konnte aber genausowenig sehen wie Damona. »Die sind diesmal ja wirklich hyperfix.«

Damona setzte sich in Bewegung. Vorsichtshalber knöpfte sie den Regenmantel auf und lockerte die Luger-Pistole in der Halfter.

Mike Hunter ging neben ihr. »Du täuschst dich nicht? Es könnte auch ein Ablenkungsmanöver sein.«

»Dann beeilen wir uns eben.«

Damona startete, denn im gleichen Augenblick bemerkte sie auch,

daß sich die Ausstrahlungen entfernten. Der Dämon hatte bemerkt, daß sie sich im näherten und zog sich zurück!

Der Regenvorhang verwischte alles. Häuser waren nur mehr wuchtige Schemen, die Bäume, die linker Hand, an der Gracht entlang standen, wild hin und her schlingernde Wedel. Der Wind peitschte sie.

Regen prasselte in Damonas Gesicht.

Schnell war sie trotz des Regenmantels durchnäßt.

Aber sie sah die Gestalt vor sich. Geduckt und klein war sie – ein Gnom!

Auf kurzen, stummelartigen Beinen hetzte das Wesen im Schutz des Unwetters davon.

Aber es war nicht schnell genug!

Damona King holte auf. Gleichmäßig und ausgreifend spurtete sie.

Und sie fragte sich, weshalb der Dämon nicht einfach verschwand.

Hatte Mike recht? Wollte er sie von der Pension Ebenhealzer weglocken? In eine Falle?

Sie zog die Luger, nahm sich aber vor, nicht zu schießen. Sie fühlte sich weder als Revolvermann, noch machte es ihr Spaß, die Waffe zu gebrauchen. Nur, wenn ein Unschuldiger in Gefahr war, war dies gerechtfertigt. Oder zur Verteidigung ihres oder Mikes Leben.

Der Gnom überquerte eine breitere Straßenkreuzung. Träger Verkehr herrschte. Wieselflink schlängelte sich der Kleine auf die andere Seite hinüber und tauchte in einer düsteren Gasse unter. Ein paar Fahrer hupten.

Damona wartete, ließ die Rennfahrer passieren und rannte dann weiter. Mike war ganz in ihrer Nähe. Sie hörte seine Schritte. Der Gnom war verschwunden. Von einem altersgebeugten Schindeldach ergoß sich ein Sturzbach. Die Regenrinne oben war rostzerfressen.

Es gab zahlreiche Hinterhöfe und dunkle Hauseingänge. Der Kleine konnte praktisch überall stecken. Damona wurde langsamer und wartete bis Mike da war.

»Fängt ja gut an«, schnaufte er.

»Das kommt davon, wenn man sich vor dem Trimmdich drückt.«

»Von wegen Trimmdich!« maulte Mike. »Ich trage einen Koffer und eine Tasche.«

»Interessante Verfolgungsvariante!« versetzte sie bissig.

»Siehst du ihn?«

»Ich spüre ihn. Er ist noch nicht allzu weit weg. Er hat sich vor uns verkrochen – als hätte er Angst.«

»Ein Dämon und Angst.« Es hörte sich belustigt an. Fast spöttisch.

Am Ende der Gasse folgte eine weitere Querstraße; auch sie eng, schmal. Die Häuser standen dicht an dicht. Links gab es wieder eine Gracht, nur daß diesmal die Bäume fehlten.

Damona sah den kleinen Schemen dort hinten auftauchen, und im

gleichen Augenblick schrie er auch.
Damona war schon wieder unterwegs, Mike auch, und diesmal ohne ihr Gepäck.
Beide sahen sie gleichzeitig, weshalb der Kleine geschrien hatte!
Es raubte ihnen den Atem!
Das Wasser der Gracht brodelte und strudelte, als würde es kochen. Und das kam nicht vom Regen.
An fünf Stellen gleichzeitig brach die schwarze Wasserfläche auf, und Hände und Arme und dann Köpfe wurden sichtbar!
Skeletthände! Skelettarme! Skelettschädel!
Es war ein grauenhafter Anblick!
Die Toten aus den Grachten kamen!
Unerbittlich staksten sie durch das aufgewühlte Wasser zum Ufer!

***

Und diese Leichen waren nur die Nachhut!
Als Damona herumfederte und nach dem kleinen Mann Ausschau hielt, sah sie, daß drei Leichen bereits an Land waren!
Und die hielten den Kleinen in ihren Fängen!
Sie schlugen auf ihn ein und würgten ihn. Die Geräusche des ungleichen Kampfes waren durch den Regen kaum zu hören.
Für Damona stand sofort fest, daß sie dem kleinen Mann helfen mußte.
Noch hatten die Wasserleichen sie nicht bemerkt. Mike und Damona handelten gleichzeitig. Sie packten die Unheimlichen von zwei Seiten her.
Die Gegner waren in der Übermacht, aber wenn sie sich beeilten, dann konnten sie sie trotzdem ausschalten.
Damona erreichte den ersten Leichnam, ein fast zwei Meter großes Wesen, das fürchterlich stank. Sie holte aus und kickte ihm die Beine unter dem Leib weg. Es gab ein häßliches Geräusch, als der Untote zu Boden ging, herumkullerte und sofort wieder zappelnd damit begann, sich aufzurichten.
Da aber war Damona schon beim nächsten, und auch Mike kaufte sich seinen Kandidaten.
Die Leichen wurden völlig überrascht.
Grunzend ließen sie von ihrem Opfer ab. Mike feuerte, als einer der Untoten mit einem schartigen Messer auf ihn einstach. Das Höllenwesen wurde zurückgeschleudert. Ein faustgroßes Loch klaffte in seiner Brust, die von dem modrigen Kleidungsstück kaum mehr richtig verborgen wurde.
Der Untote war vernichtet. Er löste sich auf.
Damonas Gegner machte Schwierigkeiten.
Obwohl Untote relativ langsam reagieren und somit auch einfache

Gegner sind, klickerte es im Schädel dieses Höllen Wesens doch recht schnell. Er sah seinen Kumpan zu Boden gehen, sah wie er sich auflöste, und ruckte herum.

Ein raubtierhaftes Gebiß klaffte auf, Reißzähne wurden sichtbar, und in den Totenaugen, die milchigtrüb waren, gleißte ein mörderischer Schimmer.

Der Untote warf sich auf Damona, bevor sie reagieren konnte. Er war einfach zu schnell. Damona ärgerte sich, weil sie sich zu sicher gewesen war. Jetzt bekam sie die Rechnung dafür präsentiert. Der Leichnam stieß ihr eine schwammige Pranke ins Gesicht.

Der Schlag warf Damona um. Benommen rollte sie zur Seite, und entging ganz knapp einem hinterhältigen Tritt.

Bevor das Monstrum einen weiteren abfeuern konnte, hatte der Gnom eingegriffen. Er warf sich von hinten gegen die Knie des Grauenvollen und brachte ihn zu Fall. Als wäre er von einem Beilhieb in zwei Teile geschlagen worden, klappte der Untote geifernd zusammen.

Der Gnom wieselte behende in sichere Entfernung.

Zum Aufstehen kam der Leichnam nicht mehr. Damona schoß aus dem Liegen und traf auch. Der Schädel des Höllenwesens wurde herumgerissen, zerschmettert, und das monströse Wesen verging in einem rasend schnellen Auflösungsprozeß.

Aber da waren auch noch die anderen!

Schmatzend fielen schwere, weiche Fußsohlen auf den Asphalt, als sie kamen!

Damona federte hoch.

»Komm!« sagte sie zu dem Gnom, der von den lebenden Leichen zu ihr und Mike sah und unschlüssig schien.

Mike feuerte. Einen Untoten traf er, aber die anderen schwärmten aus. Und es waren jetzt nicht mehr nur fünf. Aus einer Seitengasse kamen noch einmal drei, und aus einem dunklen Hauseingang sogar sechs.

Damona, Mike und der Gnom rannten in die Gasse hinein, die ihnen als einziger Fluchtweg noch offen stand. Hinter ihnen formierten sich die Leichen und folgten ihnen in einer grauenvollen Prozession!

***

Niemand begegnete ihnen.

Dieser Teil Amsterdams schien wie ausgestorben, und das war um so erstaunlicher, weil es doch sozusagen die City der großen Stadt war. Aber das hing wahrscheinlich damit zusammen, daß es dermaßen schüttete. Wer ging da schon freiwillig aus dem Haus?

Jetzt war Damona über den Regen froh. Das Chaos, das der Anblick der lebenden Leichen hervorgerufen hätte, wäre, nicht auszudenken

gewesen.

Als sie einen genügend großen Vorsprung zu der unheimlichen Prozession der Verfolger herausgelaufen hatte, stoppte Damona. Sie zog den Gnom und Mike zu sich in einen Hauseingang.

»Kommen sie immer noch?« fragte sie zwei Herzschläge später.

»Ja. Sie wollen mich«, sagte der Gnom.

Mittlerweile war Damona klar, daß er kein Dämon, sondern ein Freak war. Sie hatte bisher noch keine Zeit gefunden, ihn sich genauer anzusehen, das holte sie jetzt nach. Es war ein Mann, sein Gesicht war eine glatte Fläche mit nur einem Auge in der Stirnmitte und einem lippenlosen Mund. Sein Körper war deformiert.

»Wie heißen Sie?« wollte Damona wissen.

Der Freak schien erstaunt. »Paul«, sagte er nach einem kurzen Zögern. »Paul Vonjer. Und Sie?«

»Ich bin Damona King. Und das ist mein Freund, Mike Hunter.«

»Könnt ihr euch nicht später vorstellen?« sagte Mike nervös. »Die Leichen kommen.«

»Wir haben noch Zeit«, meinte Damona nach einem kurzen, spähenden Blick die Gasse hinunter. »Weglaufen ist sowieso nicht drin. Die folgen uns überall hin. Und wir können sie auch nicht frei in Amsterdam herumlaufen lassen.«

Mike nickte zustimmend. »Okay, der Ansicht bin ich auch, aber was die Sache mit der Zeit angeht…« Er sprach nicht weiter, sondern lugte wieder um die Ecke.

»Lassen Sie mich gehen. Sie ertragen meinen Anblick sowieso nicht lange«, sagte der Freak.

»Sie sind mit Ihren Vorurteilen ziemlich rasch bei der Hand«, erwiderte Damona. »Ich beurteile einen Menschen nicht nach dem Aussehen.«

Unglauben zeigte sich in dem Auge. Es war ein eigenartiger Anblick, zugegeben. Aber Damona fühlte sich weder unbehaglich noch fand sie den Anblick abstoßend.

»Sie sind ein Freak. Ich weiß Bescheid, Paul.«

Er zuckte zusammen. Für einen Augenblick meinte Damona, er würde davonlaufen.

Aber er blieb stehen. Er zitterte. »Wer sind Sie?« fragte er leise.

»Vorhin… vorhin haben Sie mich bemerkt, obwohl ich gut versteckt hinter einer Häuserecke gestanden bin. Dann haben Sie gegen diese Bestien gekämpft … Als – als wäre dies selbstverständlich. Und jetzt…«

»Noch zehn Yards«, sagte Mike.

»Sagen wir es so, um Zeit zu sparen: Mein Freund und ich, wir mögen die Dämonen genausowenig wie Sie und Ihre Freunde. Wir bekämpfen sie. Wir haben auch schon einen Spitznamen weg: Dämonen-Killer.

Reicht das, Paul? Wir brauchen jetzt Ihre Hilfe.«

Er schluckte. Sein großer Adamsapfel hüpfte. »Ich vertraue Ihnen nicht. Noch nicht. Ich spüre, daß Sie kein normaler Mensch sind… Sie haben auch diese dämonische Aura … Wie *sie*.«

»Sie ist eine Hexe, Paul. Aber eine, die auf der richtigen Seite steht«, meldete sich Mike unwirsch zu Wort. »Und jetzt wäre es wirklich besser, ihr würdet euch einig werden. Unsere Freunde sind nämlich da!«

Mike hatte nicht zuviel versprochen!

Der erste Leichnam wankte heran.

Mike drückte ab, die Luger ruckte in seiner Faust und spie Tod und Verderben. Die Silberkugel schlug in die Stirn des Untoten.

Die fürchterlichen Wesen kreischten und spritzten auseinander.

Damona, Mike und Paul Vonjer kamen weg.

»Was wollen Sie von mir?« fragte der Freak hastig.

»Führen Sie uns in eine enge Gasse. Wir müssen ungestört sein. Ich will sie in eine Falle locken. Und Sie kennen sich hier besser aus.«

»Gut. Kommen Sie. Folgen Sie mir.«

Damona atmete auf. Sie wußte, daß der Freak noch immer skeptisch war und vermutlich auch bleiben würde. Er war sein Leben lang gehetzt worden. Er hatte gelernt, mißtrauisch zu sein.

Die Gasse, die Damona für ihr Vorhaben brauchte, erreichten sie knapp drei Minuten später.

Sie war dunkel, denn die Häuser zu beiden Seiten wuchteten sich drei Stockwerke empor. Altersschwach und krumm waren sie. Der Boden in der Gasse bestand aus Pflastersteinen. Sie waren glitschig, und das nicht nur vom Regen, sondern auch vom Schmutz, der hier seit Jahren nicht mehr beseitigt worden war.

»Mike, paß du auf.«

»Tu ich doch immer.«

Damona steckte die Luger in die Halfter und kramte in der leichten Lederjacke, die sie unter dem Trenchcoat trug. Die weißmagische Kreide hatte sie glücklicherweise eingesteckt.

»Und, was wird das?« wollte Mike mit einem Seitenblick wissen.

»Willst du sie damit aufhalten? Damona, wir müssen sie vernichten, sonst…«

Sie gab keine Antwort, sondern zog mit der magischen Kreide einen dicken Strich quer über den Gassenboden. Der Regen würde ihn im Laufe der Zeit wegwaschen, aber solange dieser Strich nicht verwischt war, konnte ihn kein Dämon von der niederen Art der lebenden Leichen überschreiten.

Dazu murmelte Damona noch einen Hexenspruch. Sie kannte die Worte auswendig, obwohl es sich um eine uralte Sprache handelte, die zu Zeiten der Herrschaft der Blutgötter auf der Erde gesprochen

worden war. Damals, als sie die Hexenbücher ihrer Mutter Vanessa studiert hatte, war ihr schon aufgefallen, daß sie unheimlich leicht lernte. So, als würde sie das gesamte *Geheime Wissen* nur wiederholen.

Schemenhaft tauchten die Leichen hinter ihnen auf. Groß waren sie und wuchtig, andere wiederum nur mehr wandelnde Skelette, mit Lumpen angetan, die zusammen mit dem vermoderten oder modernden Fleisch einen bestialischen Gestank absonderten.

Damona war fertig. Sie richtete sich auf. Die Toten kamen. Wasser tropfte an ihnen herunter. Algen waren um Schädel, Arme oder gar den gesamten Leib gewunden. Dreck und Schlamm verkrusteten sie. Wie lange hatten sie in der schlammigen, nassen Tiefe der Grachten gelegen, bis sie ein unheiliger, schwarzmagischer *Ruf* zum Leben erweckt hatte?

Und – weshalb war dieser *Ruf* gerade jetzt erfolgt?

Es ging um die Freaks.… soviel stand fest.

Dennoch kam sich Damona so vor, als würde sie bisher nur die Spitze des Eisbergs sehen. Und das gefiel ihr nicht.

Sie und ihre beiden Begleiter brachten sich über den magischen Strich hinweg in Sicherheit.

»Damona, warum willst du sie nur aufhalten?« fragte Mike.

»Wer sagt, daß ich sie nur aufhalten will?« Sie warf ihm einen kurzen Blick zu. »Für diese rangniederen Dämonen habe ich eine hübsche Überraschung parat…«

Doch aus dieser Überraschung wurde nichts, denn in diesem Augenblick kam eine Frau mit einem Kind aus einem der Häuser und die beiden liefen den Untoten direkt in die Arme…

***

Plötzlich bewegte sich die Tote!

Ben Murray prallte zurück. Dann griff er wieder fest zu, denn noch immer hielt er Laurinda McIntires Körper in den Armen. Wieviel Zeit vergangen war, das wußte er nicht. Wie ausgelöscht war jedes Zeitempfinden in ihm gewesen.

Aber jetzt…

»Guter Gott!« entfuhr es Ben.

Ganz deutlich spürte er, wie ein zittriger Schauer durch Lauries Körper ging.

Dann klappte ihr Mund auf.

Ben beugte sich vor, aber er spürte keinen Atem. Auch der Herzschlag blieb weiterhin aus.

»B-e-e-e-n«, kam es langgezogen und krächzend, wie unter unsäglichen Qualen aus Laurindas Mund.

Es war nicht Laurindas Stimme!

»Wer bist du?« stieß er erregt hervor. Er hätte am liebsten geheult,

aber dazu hatte er keine Zeit. Laurie war tot, tot, tot… Darüber täuschte auch diese unheimliche Grabesstimme nicht hinweg. Und für einen Augenblick hatte er schon geglaubt – »Ich… bin … Thomas. Thomas Warner!«

Ben spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß. Es war, als hätte er plötzlich Fieber. Seine Zähne klapperten. »Thomas… verdammt, Thomas, was machst du da?«

Er stieß es verzweifelt heraus, verzweifelt, aber irgendwie auch hoffnungsvoll, denn natürlich kannte er Damonas Pflegesohn von King's Castle. Damona und Mike hatten sich das Sorgerecht über Thomas Warner geben lassen, denn der Junge war nicht in der Lage, auf sich allein gestellt zu leben. Mitleidslos war er von seinen geheimnisvollen Eltern, von denen man nur wußte, daß es Dämonen gewesen waren, in die Waynesdale Klinik gesteckt worden. So etwas durfte nicht wieder passieren.

Laurindas Mund machte schnappende Bewegungen, als würde die Luft knapp werden.

Dann erklang wieder Thomas Warners Stimme: »Ich… ich hüte den Lebensfunken«, krächzte es aus Lauries Mund. »Ich hüte den Lebensfunken. Bin schwach. So viel Kraft. Gevatter Mord und Gevatter Totschlag nutzen die Seelen-Energie, und Damona und Mike sind in großer Gefahr …« Wieder wurde Laurindas starrer und kalter Körper von einem Schauer durchlaufen. Die Lippen zuckten.

Fahl war die Gesichtshaut, die Wangen wirkten wie eingefallen. »Es ist windstill, und der Lebensfunken ist in meiner hohlen Hand, aber Mike und Damona – sie müssen sich beeilen…«

Lauries Mund schloß sich. Wieder waren die Lippen fest aufeinandergepreßt.

Ben Murrays Herz klopfte zum Zerspringen. Was sollte er tun? Er kam mit diesem Gleichnis nicht klar. Thomas sprach immer in Rätseln. Das tat er nicht absichtlich. Er lebte in einer anderen Welt. In einer Traumwelt, vielleicht, in der sich Zukunft und Vergangenheit vermischten. Ersah Ereignisse voraus – und wußte nicht, daß er die Zukunft sah.

Und was hatte die ganze Sache hier mit Damona und Mike zu tun?

Ben wischte sich in einer fahrigen Geste übers Gesicht. Es war schweißnaß und eiskalt. Seine Augen brannten.

Kalt und leer wirkte das Zimmer, das für Laurie und ihn wie geschaffen gewesen war, aber jetzt hing der Pesthauch des Todes darin.

Ben spürte den kühlen Luftzug über seinen Nacken streichen. Er faßte einen Entschluß. Was auch immer Thomas' Worte zu bedeuten hatten: er war aus der Trance des Schmerzes aufgewacht. Er bekam wieder mit, was um ihn herum passierte. Und daß sich etwas

zusammenbraute, das spürte er. Er war ein alter Hase, schon viel zu lange bei Scotland Yard. Gefahr kann man wittern, er wußte das.

Behutsam hob er Laurinda hoch. Sie war überraschend leicht. Bens Halsmuskeln traten hervor. Auf dem Bett legte er sie nieder. Er wollte sie nicht auf dem Boden liegen lassen – wie irgendeinen Gegenstand.

Sanft deckte er Laurinda zu. Als er das Laken über ihr Gesicht ziehen wollte, zögerte er. Nein, er konnte es nicht.

Er streichelte über Lauries Gesicht und mußte daran denken, daß er sie vorhin noch lachen gehört hatte. Und gestern abend, zusammen mit Damona und Mike… Es war ein schöner Abend gewesen, aber Ben war sich auch darüber im klaren, daß es so nie wieder werden würde. Etwas in ihm kapselte sich ab. Wurde stahlhart.

Dann wandte sich der Yard-Inspektor mit einem harten Ruck ab.

Mit hängenden Schultern stand er im Raum. Er dachte an Rosita Tjönissen, die er unten allein zurückgelassen hatte. Angst schnürte ihm mit einemmal die Kehle zu. Entschlossen hob er seine Luger auf, überprüfte kurz das Magazin. Aus irgendeiner Eingebung heraus hatte er sie gestern abend mit Silberkugeln geladen. Zusammen mit Damona und Mike hatte er schon öfters mit den Schwarzblütlern zu tun gehabt. Vielleicht war es eine Eingebung gewesen, auf die er besser hätte hören sollen. Dann würde Laurinda jetzt noch leben.

Überhaupt – er hätte wissen müssen, daß er sich mit seinem Beruf und den dämonischen Feinden, die er hatte, nicht einfach ins Privatleben zurückziehen konnte. Er hätte Laurie niemals zu einem Teil seines Lebens werden lassen dürfen.

Es tat weh, daran zu denken.

Er verließ das Zimmer. Die Tür schloß er sehr leise hinter sich, als könnte er Laurinda aus einem tiefen Schlaf aufwecken. Er sperrte ab.

Thomas Warners Worte kreisten in seinem Schädel. Er wurde nicht klug daraus. Wirklich nicht. Ob er versuchen sollte, Damona in London anzurufen? Sie ist in Gefahr. Das hatte Thomas auch behauptet.

Es war eine Möglichkeit, und Ben beschloß, das zu tun.

Allerdings würde er dazu gezwungen, seinen Plan zu ändern.

Denn als er unten War und gerade in die Küche eintreten wollte, wurde die Tür zurückgerissen, der Vampir, den er vorhin beinahe erschossen hatte, tauchte auf, wuchtete sich Ben entgegen und packte zu Bens Reaktion erfolgte einen, Herzschlag zu spät. Seine Schrecksekunde war zu groß gewesen.

Ben wurde förmlich in die Küche hineinkatapultiert. Die Luger entfiel ihm. Scheppernd wischte sie über den Boden davon und blieb irgendwo liegen.

Rosita Tjönissen schrie.

Noch jemand war bei ihr, das merkte Ben, als er sich stöhnend erhob.

Es war ihr Bruder, Frederik Ebenhealzer. Seine Rechte krallte sich in die Schulter seiner Schwester. Er schrie nicht, sondern zeigte überhaupt keine Reaktion, aber der Schock hatte sich tief in sein Gesicht hineingegraben. Die Spuren waren unübersehbar.

Ben hatte auch volles Verständnis dafür, denn er sah die Gehilfen des fetten, unnatürlich breiten Vampirs.

Es waren drei grauenvolle Monster, die jetzt hechelnd ihre Maschinenpistolen hoben und die Klauenfinger um die Abzüge krumm machten…

***

Das Schlimmste, das passieren konnte, passierte!

Unschuldige gerieten zwischen die Fronten!

Die lebenden Leichen packten sich die Frau und den Jungen. Damona federte vor, aber sie wußte schon, daß sie trotzdem zu spät kam. Mit einem infernalischen Gekicher und Gekrächze packten die Untoten ihre Opfer. Die Frau schrie voller Entsetzen und wehrte sich zappelnd.

Der Junge aber kam frei!

Taumelnd rannte er Damona entgegen, die ihn im nächsten Augenblick schon erreichte, ihn an der Hand nahm und dem herbeistürzenden Leichnam davonriß.

Der Junge war höchstens acht Jahre alt, aber er begriff sofort, auf was es ankam. Als ihn Damona losließ, rannte er weiter. Zu Mike, der hinter Damona kam. Auch der Freak Paul Vonjer war nicht untätig stehengeblieben, sondern mit Damona und Mike gestartet.

Aber es nützte nichts. Die Untoten hatten die Frau. Damit hielten sie auch alle Trümpfe in der Hand.

Der lebende Leichnam, der sich den Jungen hatte schnappen wollen, blieb vor Damona stehen. Der Gestank, der ihn umhüllte, raubte ihr fast den Atem.

Er streckte fordernd seine Hand vor.

»Die Waffe!« knarrte seine Stimme rauh.

Damona gab ihm die Luger.

»Laß die Frau frei. Ihr könnt mich als Geisel nehmen«, sagte sie.

Der Untote schüttelte den Kopf.

»Der Freak«, krächzte er.

Der Junge hatte sich hinter Mike gestellt, wie Damona mit einem schnellen Blick zurück feststellte. Paul Vonjer stand neben ihm.

»Ich bin einverstanden«, sagte der Freak tonlos. Er trat vor.

»Was wollt ihr von ihm?«

»Ihn auf die richtige Größe zurechtstutzen«, erwiderte der Untote.

»Er gehört zur Bruderschaft. Er muß bestraft werden.«

»Es sei denn…«, sagte ein anderer Untoter, der jetzt vortrat. »Er verrät uns das geheime Hauptquartier der Bruderschaft. Dann wird er

verschont. Wir wollen nur die Rädelsführer.«

»So ist es Asmodis Befehl!«

Also steckte der Höllenfürst persönlich hinter dieser teuflischen Inszenierung!

»Ich weiß nicht, wo das Hauptquartier liegt.« Paul Vonjer stand jetzt neben Damona vor dem hochgewachsenen lebenden Leichnam.

Im Gegensatz zu ihr wirkte er winzig und verloren vor dieser Bestie, die vor langer Zeit einmal ein Mensch gewesen war.

Der Untote sah forschend auf ihn hinunter. Damona spannte sich an. Eine fiebrige Aufregung ergriff von ihr Besitz. Sie fühlte, daß etwas geschehen würde.

Der Freak war nicht bereit, sich dieser Bestie einfach zu ergeben.

Aber er nahm auf die Geisel Rücksicht. Die Frau wimmerte nur noch halblaut, denn einer der Untoten hielt ihr den Mund zu, so daß sie kaum mehr Luft bekam. Der Einkaufskorb, den sie getragen hatte, lag auf dem Boden.

Der Untote schien Damonas Gedanken zu lesen. »Wenn ihr versucht, Dummheiten zu machen, stirbt die Frau. Du!« Er zeigte mit ausgestreckter Hand auf Mike. »Wirf die Pistole weg.«

Mike zögerte. Der Junge klammerte sich an ihm fest. Mike ließ die Luger fallen und legte schützend seinen Arm um die schmalen Schultern des Jungen.

Die Dämonenfratze sauste irrlichternd aus dem bleigrauen Unwetter herunter. Ein infernalisches Jaulen begleitete diesen gespenstischen Auftritt.

Die Untoten rührten sich nicht.

Damona biß die Zähne zusammen. Sie waren in einer schlimmen Situation. Aus den Jägern waren wieder die Gejagten geworden. Die Dämonenfalle, die sie hier vorbereitet hatte, war nicht zugeschnappt. Die Gegner waren schneller gewesen. Und sie hatten mehr Glück gehabt.

Warum nur hatte ausgerechnet die Frau mit dem Jungen jetzt auftauchen müssen? Ein paar Minuten später, und alles wäre vorbei gewesen…

»Du hast noch fünf Sekunden eurer Zeit, um dich zu entscheiden!« grollte der Leichnam. »Entweder, du redest, oder…«

Die Dämonenfratze, die aus dem Nichts gekommen war, zerlief und breitete sich in einem glutroten Wabern über den lebenden Leichen aus.

Wie ein Schutzschirm kam Damona dieses Wabern vor.

Sie hielt den Freak zurück, als sich dieser mit einem erstickten, haßerfüllten Laut auf den Leichnam werfen wollte.

»Nicht!«

Der Untote zuckte zurück. Die anderen bewegten sich drohend.

Der, der die Frau hielt, wirkte wie elektrisiert.

»Das ist der Dämon, der Verena verstümmelt hat«, keuchte der Freak außer sich.

Die Dämonenfratze sah Paul Vonjer spöttisch an. »Du kennst mich, Gnom? Wie interessant! Dann hat dir die arme Verena also von mir berichtet? Wie schön, wie schön. Dann weißt du nämlich auch, was mit dir jetzt gleich passieren wird, wenn du nicht redest…«

Rote Lichtspeere lösten sich aus der irisierenden Masse und sausten auf Paul Vonjer zu. Sie trafen auch und schlugen blutende Wunden.

»Ich – weiß nichts!« keuchte der Freak.

Bevor er in die Knie brechen konnte, griff Damona zu und hielt ihn fest. Der Zwerg zitterte am ganzen Leib. »Laßt uns endlich in Frieden, ihr Teufel! Ihr seid einem Gerücht aufgesessen… Es gibt keine Bruderschaft …«

Wieder loderten die Feuerspeere auf, und auch Hände bildeten sich jetzt, die langsam, tödlich, auf den Zwerg zuschwebten.

»Laßt ihn!« herrschte Damona die Unheimlichen an. »Ihr seht doch, daß er nichts weiß!«

Die Hände verharrten.

Sie schwebten in der Luft und öffneten und schlossen sich.

Die Stimme der Dämonenfratze klang amüsiert. »Das glaubst du doch selbst nicht, daß dieser Kerl nichts weiß. Natürlich weiß er etwas. Alles sogar. Und er wird reden. Nicht jetzt, nein, denn dazu hat er jetzt nämlich keine Zeit mehr. Seine Zeit ist um. Er wird später reden. In zwei oder drei Stunden. Und wenn er nicht redet, dann irgendein anderer von dieser famosen Bruderschaft. Weil wir ein Druckmittel haben, gegen das ihre Dickschädel ein Witz sind. Wir werden uns an den Menschen dieser Stadt schadlos halten. Wir werden sie töten. Nicht in unserer dämonischen Gestalt. O nein. Wir werden als Freaks kommen. Als Krüppel. Als Mißgestaltete. Und wir werden erst dann wieder Ruhe geben, bis wir die Rädelsführer der Bruderschaft in unserer Gewalt haben und die Bande selbst zerschlagen ist.«

»Nein!« schrie Paul Vonjer erstickt. »Das dürft ihr nicht!«

Der Dämon, von dem nach wie vor nur das Gesicht zu sehen war, lachte. Das Pulsieren der roten Masse verstärkte sich.

»Siehst du? Schon beginnt er zu reden. Aber wie gesagt, jetzt ist es zu spät. Unsere Geduld ist erschöpft!«

Und damit setzten sich die geisterhaften Hände wieder in Bewegung!

Sie schwebten auf Paul Vonjer zu, und es sah so aus, als könne ihn nicht einmal mehr ein Wunder retten…

***

Der kalte Schweiß brach Ben Murray aus, als er sah, wie sich die Klauenfinger um die Abzüge der Maschinenpistolen krümmten!

Aber instinktiv handelte er auch.

Er ignorierte die grauenhaften Schmerzen in seiner Brust und fegte hoch, so schnell er nur konnte. Wie abgeschossen warf er sich auf Frederik Ebenhealzer und seine Schwester.

»Runter!«

Da hämmerten die MPi der Unheimlichen auch schon los. Ein Kugelregen fauchte über die drei Menschen weg, zertrümmerte ein Fenster und ließ eine tanzende Löcherspur über die Wand laufen.

Der Vampir aber lachte.

»Genug, genug!« schrie er dann, und seine Kreaturen gehorchten umgehend. Ben rollte sich herum. Er hielt seine Luger mit den Silberkugeln in der Faust, aber das sah der Vampir nicht. Es war ein unerhörter Zufall gewesen, daß Ben genau dort zu liegen gekommen war, wo die Waffe vorhin hingefallen war.

»Was wollt ihr von uns?« herrschte Ben den Vampir an.

»Wir sind hereingelegt worden!«

»Aber nicht von uns.«

»Nein, von einem verdammten Freak-Freund.« Der Vampir schlich näher. Seine Helfershelfer richteten die MPi auf die am Boden Liegenden. Ben wußte, daß er und die Geschwister dem nächsten Feuerstoß der grauenvollen Wesen nicht mehr entgehen konnten.

»Er hat uns gesagt, daß dies hier das Hauptquartier der Freaks ist. Aber das stimmt nicht. Ich habe alle Räume durchsucht. Nichts gefunden. Keine Ausstrahlungen von Dämonenbannern, mit denen die Krüppel ihre Rattenlöcher zu schützen pflegen. Nichts, nichts!«

Der Vampir redete sich förmlich in Wut. Das sah man ihm an. Eine Zornader schwoll auf dem fetten und so vampiruntypischen Gesicht an.

»Und deshalb willst du uns vernichten?« Ben versuchte, den Dämon hinzuhalten.

»Natürlich!«

»Deshalb hast du auch Laurinda getötet?«

»Sie ist nicht tot. Nicht richtig. Irgend etwas hat mich gehindert, ihr die ganze Seele aus dem Leib zu reißen!« Der Vampir schüttelte den Kopf. »Es ging einfach nicht. Aber mit der Seelenenergie, die ich ihr dennoch nehmen konnte, wird ein sehr wichtiges Unternehmen ermöglicht…« Er lachte dreckig.

Ben nutzte die Gelegenheit.

Der Vampir war abgelenkt, die untoten Kreaturen auch.

Er riß die Hand mit der Luger hoch, nahm sich nicht einmal die Zeit zu zielen, sondern hielt nur in die Richtung, in der der Vampir stand!

Die Kugel stach aus dem Lauf.

Ob sie auch traf, wußte Ben nicht, denn er wälzte sich herum und warf sich schützend mit seinem Körper über die Geschwister. Wenn er

den Vampir verfehlt hatte, würden die Untoten feuern. Und dasselbe würden sie tun, wenn er ihn traf. Wenn seine Rechnung nicht aufging.

Ben hörte den gurgelnden Todesschrei wie durch dicke Watteschichten.

Und er wartete auf das hämmernde Todeslied der MPi.

Einen Herzschlag lang, zwei Herzschläge, drei…

Ein dumpfes Poltern jedoch war der einzige Laut.

Sonst geschah nichts.

Ben war fassungslos. Er spürte, daß das geschehen war, mit dem er insgeheim gerechnet hatte.

Langsam drehte er sich herum.

Da krümmte sich der Blutsauger auf dem Boden. Blutiger Schaum flockte auf seinem aufgerissenen Mund. Die Vampirzähne blitzten und waren mit dem Speichel genäßt. Der Vampir stöhnte röchelnd.

Er starb.

Er zerlief, wurde zu einem Haufen Staub, der von einem Skelett fiel, und auch dieses Skelett verging und wurde zu einem mehligen Etwas, und schließlich blieb nur ein schwarzer, ascheähnlicher Haufen zurück, der die Umrisse eines Menschen zeigte.

Die untoten Gehilfen des Vampirs aber waren auch verschwunden – wie weggezaubert!

Die Maschinenpistolen lagen auf dem Boden.

Ben atmete erleichtert durch. Er hatte die richtigen Schlüsse gezogen. Der Vampir selbst war es gewesen, der ihm dies ermöglicht hatte. Als er ihm von dem Unternehmen erzählt hatte, zu dem Lauries Seelenenergie beitrug, hatte er Bescheid gewußt. Daß nämlich die unheilige Existenz der lebenden Leichen mit der des Blutsaugers gekoppelt war. Der Schwarzen Magie waren in dieser Hinsicht keine Grenzen gesetzt, das wußte er.

Er stand auf. Alles drehte sich. Frederik Ebenhealzer sagte etwas, aber er hörte die Stimme des Holländers nur als Dröhnen und Brummen. Auch Herr Ebenhealzer stand auf, ebenso seine Schwester Rosita Tjönissen. Sie stand unter einem Schock. Wie eine Puppe, so bewegte sie sich.

Ben wollte ihr etwas Tröstendes sagen, doch das konnte er nicht mehr. Die Schwäche überfiel ihn wie ein reißendes Raubtier, und Ben kippte einfach um…

***

Damona war entschlossen, nicht einfach tatenlos zuzusehen, wie Paul Vonjer von diesen grausamen Geisterhänden erwürgt wurde.

Teufel auch, es mußte doch noch irgendeinen Bluff geben, auf den dieser Dämon hereinfiel…

Fieberhaft überlegte Damona.

Die Hände des Würgers schwebten heran, wobei Paul Vonjer, der Freak, wie zu Eis erstarrt dastand.

Er schien sich nicht bewegen zu können.

Damona glaubte, so eine Art eisigen Hauch zu spüren, der den Freak einschloß, aber das konnte auch Täuschung sein, denn bei diesem Regenwetter war schließlich alles möglich.

Die Hände legten sich um Paul Vonjers Hals.

Und sie drückten zu, das sah Damona ganz deutlich, denn die Adern auf dem Handrücken traten plötzlich hervor, während sich Paul Vonjers Gesicht verzerrte und blutleer wurde.

Aber noch immer rührte sich der Freak nicht.

Der Dämon hingegen lachte. Er schwebte näher. Die Untoten folgten ihm. Auch der, der die Frau in seinen Klauen hielt. Sie hatte offenbar die Besinnung verloren. Auf jeden Fall hing sie schlaff im Griff des Höllenwesens.

»Und jetzt zu dir, Sterbliche!« grollte der Dämon, der sich für den Freak schon nicht mehr zu interessieren schien. Als wäre Paul bereits tot.

Das aber war er nicht.

Die Würgehände saßen an seiner Kehle und schnürten ihm die Atemluft ab. Ein makabrer, grausiger Anblick, denn die Hände saßen an Armen, die wiederum mit keinem Körper verbunden waren.

Dennoch gehörten sie zu der Dämonenfratze, die rotglühend über der engen Gasse schwebte.

»Wie es aussieht, sympathisierst du mit diesen Freak-Bastarden«, stellte der Dämon fest. »Also werde ich dafür sorgen, daß dies noch mehr seine Berechtigung hat. Ich werde dich zu einem der ihresgleichen machen! Ich verwandele dich in eine Freak-Frau!«

Damona sah wieder zu dem Leichnam hin, der die Geisel hielt. Er stand jetzt noch drei Yards entfernt.

Zu weit.

Selbst, wenn sie fliegen könnte.

Das aber konnte sie auch nicht, also mußte es anders gehen… Irgendwie …

Sie war ganz kalt. Kein Gefühl war in ihr. Nur Berechnung.

»Gevatter Totschlag, höherer Dämon, Verwalter der Seelenenergie! Gib mir die Macht, die ich benötige, um…«

Der gräßliche Schrei, der dann losgellte, unterbrach die monotone Anrufung des Dämons an seinen Oberherrn, den Kröten-Dämon Gevatter Totschlag!

Eine weißglühende Flamme schoß neben Damona King hoch! Der Freak schien plötzlich in Flammen zu stehen! Die würgenden Hände aber verkohlten in diesen Flammen und fielen als unkenntliche Klumpen zu Boden.

Gleichzeitig leckten die weißen Flammen auf die rote Dämonenfratze zu!

Alles ging jetzt blitzschnell!

Der animalische Schrei des Freaks war für Damona gleichbedeutend mit einem Startschuß!

Sie reagierte und startete, flog förmlich vorwärts, hob die Luger auf und überwand die drei Yards bis zu dem lebenden Toten, der die Geisel hielt.

Ein Schuß aus der Luger erledigte ihn, bevor er reagieren konnte.

Er brach zusammen. Die bewußtlose Frau riß er mit sich von den Füßen.

Schreie gellten.

Ein weißes, grelles Licht überflutete alles. Damonas Schatten wurde plötzlich riesengroß. Eine Detonation folgte. Die Druckwelle schleuderte sie vorwärts. Sie feuerte zweimal und traf die beiden Monster, die nach ihr packten, dann hatte sie die ohnmächtige Frau, riß sie von dem Leichnam weg und schleifte sie weiter.

Mike hatte so gehandelt, wie sie es erwartet hatte. Auch er hatte das plötzliche Durcheinander genutzt und seine Waffe aufgehoben.

Er sicherte ihren Rückzug.

Die Untoten wieselten durcheinander. Plötzlich schien es mit der Koordination zu hapern.

Die rote Dämonenfratze war verschwunden, als Damona hinsah, und der Freak lag schlaff am Boden. Regen prasselte auf ihn nieder und die Rinnsale, die über den bewegungslosen Körper rannen, mischten sich mit dem Blut, das aus den Wunden sickerte, die ihm die Feuerspeere gerissen hatten.

Damona bekam Unterstützung.

Mike war neben ihr und half ihr, die Frau vor den Untoten in Sicherheit zu bringen. Sie waren schneller, als die verwirrt herumstakenden Monster.

Aber dann kam wieder Ordnung in sie.

Sie kamen!

»Zurück!« gellte Damonas Schrei, als sie den Jungen sah, der mit einem Schrei auf sie zulief, weil er um seine Mutter Angst hatte.

Mike riß die Frau hoch, über seine Schultern, und Damona fing den Jungen ab.

»Los, weg mit dir!«

Er gehorchte.

Mike war auch bereits unterwegs.

Damona aber wollte Paul Vonjer nicht zurücklassen. Sie kreiselte herum, sah den Schatten in den Regenschauern vor sich auftauchen und feuerte. Der Leichnam prallte zurück, tappte im Kreis und fiel.

Damona war bei Paul Vonjer. Er stöhnte. Die Geisterhände, die ihn

gewürgt hatten, hatten sehr reale Spuren hinterlassen.

»Kommen Sie!«

»Erst einmal können!« stöhnte der Freak.

Aber er kam mit Damonas Hilfe hoch. »Wir müssen hinter die weißmagische Linie!« zischte Damona.

Er verstand und zeigte dies durch ein Nicken. Halb an Damona festgeklammert, humpelte er mit ihr davon. Sie waren trotzdem noch schneller als die Leichen.

Die kamen wie Roboter!

Und genauso liefen sie in die Falle…

Im Gegensatz zu den Menschen, konnten sie den weißmagischen Kreidestrich, den Damona vorhin gezogen hatte, nicht überqueren!

Als sie es versuchten, traf sie im wahrsten Sinne des Wortes der Blitz!

Das Chaos brach über sie herein! Sekundenlang war alles in geisterhaftes Flackern und Gleißen gebadet, und als sich dieser Blitzsturm verzog, existierten die lebenden Leichen nicht mehr!

Mit einem Schluchzen kümmerte sich der Junge um seine Mutter, die gerade aus der Ohnmacht erwachte. Mike kümmerte sich um die beiden, während der Freak Paul Vonjer schwach und elend an eine Hauswand gelehnt stand.

Als Damona King langsam zu ihm ging, entspannte sie sich ein wenig. Diese Sache war noch einmal gut gegangen. Der Frau und ihrem Jungen war nichts passiert. Aber dennoch war Damona klar, daß sie mit der Vernichtung der Dämonenfratze und der Untoten nur einen relativ unbedeutenden Teilsieg errungen hatten. Die Drohung der Dämonenfratze stand nach wie vor im Raum.

Und diese Drohung bedeutete für die Menschen wie auch für die Freaks von Amsterdam höchste Lebensgefahr, denn der geheimnisvolle Hintermann der Dämonenfratze, dieser Gevatter Totschlag, den sie angerufen hatte, würde dafür sorgen, daß sie auch Wirklichkeit wurde…

***

Ein paar Augenblicke später wäre es zu spät gewesen!

Als sie die Frau und ihren Jungen ins Haus brachten, fiel Damonas Blick kurz auf den weißmagischen Kreidestrich, den sie quer über den Pflastersteinboden gezogen hatte.

Der Regen löste ihn bereits auf. Prasselnd hieben die dicken Tropfen darauf und verwischten die Linie, die ihnen allen das Leben gerettet hatte.

Damona wischte sich die nassen Haare aus dem Gesicht und folgte den anderen, die weitergegangen waren.

Als sie oben, in der kleinen Wohnung der Frau, ankam, hatte Mike sie bereits auf einer einfachen Liege, die in einem ebenfalls kleinen

und einfachen, aber sehr gemütlichen Wohnzimmer stand, niedergelegt. Rührend kümmerte sich der Junge um sie.

»Soll ich dir etwas zu trinken bringen, Mutter?«

Sie schüttelte schwach den Kopf, wobei ihr verhärmtes Gesicht zuckte.

»Was – was waren das für Wesen?« fragte sie Mike, und dabei sah sie auch kurz den Freak an, der sich bewußt im Hintergrund hielt.

Er wollte die Frau mit seinem Aussehen nicht abermals schocken.

»Beruhigen Sie sich erst einmal.«

Die Frau begann zu weinen. Ihre Schultern zuckten. Damona schloß die Wohnungstür, denn draußen, im Treppenhaus, hatte sich mittlerweile eine Menge Neugieriger gesammelt. Die Schüsse waren natürlich nicht ungehört geblieben. Damona rechnete damit, daß bald auch, die Polizei hier aufkreuzte. Deshalb hatte sie es auch eilig, wegzukommen. Die Beamten taten zwar ihre Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen, aber in diesem Stadium des Geschehens würden sie sie nur unnötig aufhalten.

Zeit aber durften sie nicht verlieren, das war Damona klar. Sie mußten diesen Gevatter Totschlag aufspüren.

Und zwar, bevor er seine Dämonen in Gestalt von Freaks losschickte, um Unschuldige zu töten, nur damit der Haß der Menschen sich auf die Freaks entlud…

Der Freak trat schüchtern vor.

»Bitte, lassen Sie mich vor, Mike«, sagte er leise. Die schluchzende Frau sah auf.

Paul Vonjers Körper straffte sich im gleichen Augenblick.

Aus seinem zyklopenähnlichen Auge löste sich ein mildes, kühles Licht.

Es traf die Stirn der Frau.

»Vergiß!« sagte Paul Vonjer sanft. »Vergiß und schlafe. Dann wach auf und erledige deinen Einkauf!«

Die Frau sank zurück.

Regelmäßige. Atemzüge zeigten an, daß sie tatsächlich eingeschlafen war. Mit dem Jungen verfuhr Paul Vonjer in derselben Art und Weise.

Behutsam bettete Mike ihn neben seine Mutter, als auch er eingeschlafen war.

»Warum haben Sie so lange gezögert, Paul?« fragte Mike.

»Weil mich diese Kräfte an mein Dasein als Dämon erinnern«, antwortete der Freak einfach. »Und daran will ich nicht mehr erinnert werden.«

Abrupt wandte er sich ab. Damona und Mike gingen mit ihm. Die Leute draußen redeten durcheinander.

»Wer sind Sie?« wollte jemand wissen.

Als Paul Vonjer ihn ansah, verstummte er, drehte sich um und ging

in seine Wohnung zurück. Die anderen folgten.

Das Strahlen in den Augen des Freaks erlosch erst, als sie allein im Treppenhaus standen.

Dann verließen sie das Haus. Eine Polizeisirene kam näher. Das Jaulen war durch Regen und Nebel gedämpft.

»Sie sind uns noch eine Menge Erklärungen schuldig, Paul«, sagte Damona sanft.

Er aber schüttelte den Kopf. »Nein. Keine Erklärungen. Ich will Sie nicht noch weiter in diese Sache hineinziehen. Sie geht nur uns Freaks etwas an.«

»Wir wollen Ihnen und Ihren Brüdern und Schwestern helfen. Deshalb sind wir nach Amsterdam gekommen.«

»Sind Sie Hellseher?« Es klang bissig und spöttisch.

»Nein.« Damona erklärte nichts. »Sie haben die Dämonenfratze erledigt, nehme ich an?«

»Ja.«

»Aber damit ist diese Sache trotzdem noch nicht ausgestanden, das ist Ihnen ja auch klar.« Mike hatte das gesagt.

Der Freak nickte stumm.

»Die Dämonenfratze hat Hintermänner. Die werden sich in Freaks verwandeln und Tod und Verderben über die Menschen bringen. Und damit auch über die Freaks. Ein Kesseltreiben wird die Folge sein.«

Der Freak sagte nichts. Eilig entfernten sich die drei während ihrer Unterhaltung vom Schauplatz des Kampfes. Niemand hielt sie auf.

Und die wenigen Leute, die ihnen begegneten, nahmen keine Notiz von ihnen, sondern gingen mit tief heruntergezogenen Schirmen an ihnen vorbei.

»Es ist unser Kampf. Ich kenne Sie nicht.«

»Wir haben Ihnen geholfen.«

»Ich habe mich revanchiert.« Er schniefte. »Außerdem habe ich Sie nicht darum gebeten, mir zu helfen.«

Mike seufzte. »Ein Held. Langsam, aber sicher glaube ich fast, daß wir uns wirklich nicht aufdrängen sollten, Damona.«

Sie achtete nicht darauf. »Sagen Sie uns wenigstens, weshalb Sie uns beobachtet haben.«

»Ich war nicht auf Sie angesetzt. Ich bin nur aufmerksam geworden, weil Sie mit diesem Hubschrauber gekommen sind. Und meine Freunde haben mir gesagt, ich soll auf alle ungewöhnlichen Vorkommnisse acht geben.«

Damona nickte. »Okay. Sagen Sie uns jetzt noch, wie wir von hier aus zur Pension Ebenhealzer kommen? Dorthin wollten wir nämlich.«

Der Freak blieb stehen. Er überlegte kurz, dann beschrieb er ihnen den Weg. Es war nicht weit, wie sie erfuhren, die ganze Hetzjagd hatte sich mehr oder weniger im Kreis herum bewegt.

»Kann ich jetzt gehen?«

Damona nickte. »Wollen Sie uns vorher nicht auch die Erinnerung löschen? Wie der Frau und ihrem Jungen?«

Er zuckte die Schultern. »Sie sind eine Hexe. Ich wäre nicht mehr stark genug, um gegen Sie anzukommen.« Er wandte sich ab. Dann zögerte er.

Sie konnte in etwa verstehen, was in ihm vorging. Der Freak war verbittert. Mißtrauisch. Es war nur logisch, daß er ihnen nicht blindlings vertraute. Wer ein Leben lang nur Mißtrauen und Verachtung kennengelernt hatte, der kann nicht einfach umschwenken.

Vielleicht spürte er, daß sie dies dachte.

Er drehte sich noch einmal um. Dann gab er ihr und Mike die Hand. Er war schwach, entkräftet. Er zitterte und hielt sich nur mühsam aufrecht, aber er wollte sich keine Blöße geben.

»Danke«, sagte er einfach. »Ich werde meinen Brüdern und Schwestern von Ihnen beiden erzählen. Vielleicht kommen wir auf Ihr Angebot zurück. Ich weiß ja, wo ich Sie finde.«

»Hoffentlich ist es dann nicht zu spät, Paul.« Mike sah den Freak ernst an.

Der Regen lief ihnen über die Gesichter.

Der Freak entgegnete nichts auf Mikes Worte, sondern sah ihn und Damona nur noch ein paar Herzschläge lang an, dann wandte er sich ab und ging davon.

Der Regen verschluckte ihn.

Damona aber wartete nicht so lange. Kurz sprach sie sich mit Mike Hunter ab, dann trennten sie sich. Mike ging eilig Richtung Pension Ebenhealzer, während Damona dem Freak folgte.

In ihr war ein leises, böses Flüstern, das ihr sagte, daß es besser wäre, mit Mike Hunter zu gehen.

Aber sie ignorierte es.

***

Gevatter Totschlag blieb ganz ruhig. Er kauerte sich in einem Winkel des alten Dachbodens zusammen und ließ seine Magie wirksam werden.

Die alte Frau, die nur wenige Meter von dem fürchterlichen Kröten-Dämon entfernt ihre Wäsche zum Trocknen aufhängte, bemerkte die Höllenkreatur nicht.

Nach fünfzehn Minuten war sie fertig und ging leicht hinkend davon. Gevatter Totschlag hörte die Frau vor sich hin murmeln. Wahrscheinlich jammerte sie über ihr Alter.

Der Kröten-Dämon widerstand nur mühsam dem starken Impuls, die Alte von ihrem Erdendasein zu erlösen und umzubringen. Es wäre ihm

ein Leichtes gewesen, sie eine Treppe hinunterstürzen zu lassen.
Aber Gevatter Totschlag hatte momentan andere Probleme. Um die wollte er sich zuerst kümmern. Dann konnte er ja noch immer die Alte erledigen.
Die Dachbodentür schloß sich knarrend. Ein Schlüssel wurde im Schloß gedreht, dann entfernten sich die Schritte der alten Frau die Treppe hinunter. Stille kehrte ein.
Der Kröten-Dämon überlegte.
Er hatte zwei Gehilfen verloren. Den Vampir und die Dämonenfratze. Gevatter Totschlag bedauerte das. Allerdings nicht, weil ihm an den beiden etwas gelegen hatte, sondern ausschließlich deshalb, weil er Asmodis' Auftrag jetzt allein ausführen mußte. Das war ärgerlich. Neue Partner aber wollte der Dämon auch nicht anfordern.
Das ließ sein Stolz nicht zu, denn mittlerweile war ihm auch klar geworden, daß er dem Höllenfürsten gewaltig imponieren konnte, wenn er die Bruderschaft der Freaks im Alleingang zerschlug.
Dies traute er sich zu. Er war stark. Er hatte noch genug Seelenenergie, denn vorhin hatte er sich ein zweites Opfer geholt. Einen jungen, kräftigen Mann.
Die Vernichtung der Freaks würde rasend schnell erledigt sein.
Zuerst würde er sie bei den Menschen Amsterdams in Mißkredit bringen. Er war mit der Dämonenfratze bis zuletzt in magischer Verbindung gewesen. Deshalb wußte er von ihrer Drohung. Es hatte sowieso zum Plan gehört, dämonische Mörder in der Gestalt von Freaks auf die Menschen loszuhetzen, Genau das wollte er jetzt tun.
Die Sterblichen würden die Freaks zu hassen beginnen. Und die Freaks würden aus ihren Schlupfwinkeln herauskommen. Dann würde er seine Brüder, die Dämonen, zu Hilfe holen, damit das letzte Kesseltreiben beginnen konnte.
Tod für die Rädelsführer der Freaks. So lautete Asmodis' Befehl!
Gevatter Totschlag sprach die schwarzmagischen Formeln, damit er die Seelenenergie nutzen konnte.
Grollend kamen die Worte über die Lippen des Kröten-Dämons.
So waren zuvor auch die ›lebenden Leichen‹ erschaffen worden.
Jetzt aber wollte Gevatter Totschlag keine Untoten entstehen lassen, sondern Kreaturen, die wie Freaks aussahen.
Und das geschah auch.
Nur kurz dachte der Dämon daran, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, längerfristiger zu planen und sich die Freaks einzeln vorzuknöpfen und nach dem Versteck der Bruderschaft auszuquetschen.
Irgendwann hätte bestimmt einer geredet.
Und dann waren da auch noch die Verbündeten der Freaks. Zwei von ihnen waren bei diesem Paul Vonjer gewesen, der die Dämonenfratze

vernichtet hatte.

Aber er wollte nicht mehr länger die Wenn und Aber abwägen. Er wollte Ergebnisse, die er seinem Herrn vorweisen konnte.

Das Unheil nahm seinen Lauf.

Der Kröten-Dämon aber lachte meckernd und rieb sich seine schuppenüberzogenen Hände. Er würde die Freak-Brut samt ihrer Verbündeten erledigen. Ein für allemal.

***

Die Party war in vollem Gange. Dementsprechend laut plärrten die heißen Rhythmen aus den Boxen der Stereo-Anlage, und dementsprechend vollgetankt waren die Gäste.

Zwölf Personen bevölkerten insgesamt die teuer ausgestattete Wohnung des Architekten Andreas Houmner. Die Mädchen waren in der Überzahl, und das war auch gut so.

Andreas Houmner torkelte von der Bar weg. Er bemerkte, daß sich Amanda schon wieder seinem Geschäftspartner Rouven widmete.

Und das sah er gar nicht gern.

Susi Vronjer tanzte auf dem Eßzimmertisch. Die beiden männlichen Zuschauer waren Paul Herkjens und Frits Straaten. Beide waren sichtlich begeistert und klatschten mit, wobei sie gleichzeitig auch noch den Takt mitstampften, als wären sie zwei Waziri-Häuptlinge beim Kriegstanz.

Susi Vronjer ließ sich anstacheln.

Die Bluse wurde routiniert aufgeknöpft und flog davon. Jetzt wurden auch die anderen Partygäste aufmerksam.

»Alle Wetter, Susi!« rief jemand gut gelaunt. »Wußte gar nicht, daß du dermaßen gekonnt strippen kannst!«

»Bravo! Bravo!« tönte Stefan Perkins, Houmners amerikanischer Geschäftspartner.

Glaser klirrten aneinander, als sich die Leute zuprosteten. Und Susis Strip ging weiter. Jemand drehte die Musik noch lauter. Ein Wunder, daß niemandem das Trommelfell platzte. Die Stimmung war ausgelassen. Der Katzenjammer würde erst morgen kommen, und außerdem: so jung wie jetzt würden sie nie wieder zusammenkommen. Das war ihr Wahlspruch in dieser Nacht. Es galt, einen phänomenalen Geschäftsabschluß zu feiern. Da ließ sich Andreas Houmner nicht lumpen.

Der häßliche Gnom tauchte wie hingezaubert hinter Susi Vronjer auf!

Amanda sah ihn zuerst. Sie schrie. Nicht laut, es war eher ein überraschter Kiekser. Sie Hatte auch schon viel zu tief ins Glas geschaut.

Die Musik plärrte weiter, nur klatschten die Gäste plötzlich nicht mehr. Und Andreas Houmner marschierte auch nicht weiter auf

Amanda zu, um ihr eins auf den Hintern zu geben, weil sie dauernd mit Rouven flirtete.

Er starrte auf den Gnom.

Der häßliche Wicht mit der verschrobenen und pustelüberzogenen Visage hielt ein großes Fleischermesser in der Hand.

Vom Hinstarren brannten Andreas Houmner die Augen. Er zweifelte an seinem Verstand. Soviel Alkohol hatte er doch auch wieder nicht konsumiert, daß er jetzt dämonische Zwerge sehen konnte…

Aber die anderen sahen ihn ja auch!

Und das Grauen spulte sich weiter ab…

Der Gnom riß die Hand mit dem Messer hoch. Andreas fühlte sich vom grausamen Blick der roten Gnomenaugen fixiert. Als blitzender Schemen flog das Fleischermesser durch die Luft. Tödlich genau war es gezielt.

Andreas Houmner spürte den Schlag, mit dem es in seine Brust schlug. Schmerz loderte auf. Mit einem erstaunten Laut kippte er um. Er hörte Schreie. Wie von fern.

Der Dämonen-Freak aber hüpfte mit einem widerwärtigen Kichern vom Tisch, riß die halbnackte, zu Tode erschrockene Susi Vronjer zu sich herunter und wuchtete sie sich mühelos über die Schultern.

Bevor sich die Umstehenden von ihrem Schock erholten, war der unheimliche Mörder mit seiner Gefangenen bereits aus der Wohnung gehetzt…

Das alles bekam Andreas Houmner in einem raschen Bilderwechsel aus Schwarz-Weiß und Blutigrot noch irgendwie mit, ohne es mehr richtig zu begreifen. Dann kippten die Wände auf ihn herunter – und mit ihnen die ewige, kalte Schwärze des Todes…

***

Der Regen fiel nur noch tröpfelnd vom Himmel. Auch verzogen sich die tief hängenden Wolkenberge und machten vereinzelt sogar blauen Flecken Platz. Es wurde wärmer. Allerdings keine angenehme Wärme, sondern eine drückende, abgestandene Schwüle – Föhn.

Damona war dem Freak fast eine dreiviertel Stunde lang kreuz und quer durch Amsterdam gefolgt. Viel zu lange, wie ihr vorkam.

Sie vermutete, daß er etwas ahnte und sie bewußt an der Nase herumführte.

Aber da standen noch einige Fragen offen, und die wollte sie auf jeden Fall beantwortet haben. Daß Paul Vonjer ihre Hilfe nicht annehmen wollte, das stand auf einem anderen Blatt.

Eine dieser Fragen war: Weshalb war Asmodis hinter den Freaks her? Die Dämonenfratze hatte von einer Bruderschaft gesprochen.

Und vom Hauptquartier dieser Bruderschaft. Ein Zusammenschluß der Freaks von Amsterdam? Oder aller Freaks sogar?

Das wäre natürlich ein Grund, und Damona nahm ihn vorerst einmal als gegeben an. Später konnte man immer noch an dieser Version herumfeilen und abändern.

Über eine flach geschwungene Steinbrücke eilte der Freak, und er sah sich kein einziges Mal um. Hohe Hecken wuchsen an der Gracht entlang auf und verdeckten den Blick auf das Wasser. Die Häuser hier waren sehr hübsch und hoch und bunt. Die Giebelverzierungen erinnerten an Fachwerkbauten. Dann sah Damona das Straßenschild: Raadhuisstraat. Voraus, rechter Hand, erhob sich der hohe Turm einer Kirche, und das machte Damona stutzig. Thomas hatte in seiner ›Spiegel-Botschaft‹ auch eine Kirche erwähnt. Die St.-Nicholas-Kirche. Allerdings lag die am Oosterdok. Damona hatte die Orientierung zwar so ziemlich verloren, aber ein Dock war hier nicht in der Nähe. Das hätte man gerochen. Auch die Geräuschkulisse war hier ganz anders. Autos. Radfahrer. Viele Fußgänger. Das Leben in Amsterdam erwachte wie auf Kommando. Kaum hatten sich die Gewitterwolken verzogen, waren auch die Menschen wieder da.

Fast symbolisch.

Paul Vonjer, der Freak, wich jetzt in die weniger benutzten Gassen aus. Aber noch immer hielt er die Richtung auf die Kirche bei. Ein imposanter Renaissancebau. Der Turm wirkte gewaltig hoch. Dann schlugen die Glocken. Es war schon 14.00 Uhr.

Damona dachte flüchtig daran, Mike Hunter in der Pension Ebenhealzer anzurufen, damit sie erfuhr, ob dort alles in Ordnung war.

Nach Thomas' Warnung mußte dort eigentlich auch etwas passieren. Sie aber wollte die Verbindung zu Paul Vonjer nicht abreißen lassen. Instinktiv setzte sie auf den Freak als heiße Spur. Und Mike würde sich um alles andere schon kümmern. Zudem hatte er dort ja auch noch Ben Murray und Laurinda Mclntire zur Unterstützung.

Plötzlich war der Freak verschwunden.

Damona blieb stehen, drückte sich gegen eine efeuüberwachsene Mauer. Es war keine sonderlich gute Deckung. Wo war der Freak?

Die schmale Gasse war leer und schattig. Eine Gracht teilte sie der Länge nach. Links, im dritten oder vierten Haus vor Damona, standen die Türen offen. Im ersten Stock auch zwei, drei Fenster. Eine pummelige Frau schüttelte einen Teppich aus.

Auf der anderen Straßenseite, durch die Gracht von hier aus unerreichbar, prunkte die Fassade eines Theaters.

BIJAZAAR – dieser Name war in großen, farbenprächtigen Lettern daraufgeschrieben. Kleiner stand darunter: DAS KURIOSITÄTEN-THEATER AMSTERDAMS. BESUCHEN SIE DIE VERDAMMTEN DIESER STADT.

Damona lief los.

Fünfzehn Yards entfernt gab es eine schmale Brücke zur anderen Seite hinüber.

Und dort wurde sie bereits erwartet.

Das stellte sie fest, als die Luft plötzlich flimmerte und sechs Freaks rings um sie herum auftauchten. Paul Vonjer war bei ihnen.

Aber es gab auch noch einen Mann mit einem Wolfsgesicht, einen Buckligen, einen Däumling und einen Bärtigen sowie eine Frau, die das Gesicht einer Katze hatte.

»Ich wußte, daß sie mir folgen würden«, sagte Paul Vonjer.

»Gut. Und jetzt?«

»Sie haben mein Vertrauen mißbraucht. Ich habe Ihnen gesagt, ich würde mich gegebenenfalls melden.«

»Und ich habe Ihnen gesagt, daß es da bereits zu spät sein könnte.«

»Keine Diskussionen jetzt und hier«, sagte ein anderer Freak.

»Kommen Sie mit.«

Wie er das sagte, duldete er keinen Widerspruch. Damona gehorchte.

***

Sie brachten sie in einen dunklen, verrotteten Keller.

Dort wurde sie an den Handgelenken gefesselt und an ein verrostetes Heizungsrohr gebunden, wobei sie ihre Arme über den Kopf ausstrecken mußte. Es war eine unangenehme Stellung.

»Ihr seid noch schlimmere Dickschädel als die schlimmsten Menschen«, herrschte Damona die Freaks wütend an.

»Mag schon sein«, sagte der Freak, der sich ihr mittlerweile als Renee van Torn vorgestellt hatte. Die Namen der anderen hatte sie auch gehört, aber sich nur zwei merken können: Samuel Stedelhoum und Sigrijd Kress.

»Aber wir haben immer allein klarkommen müssen, Miß King. So soll es auch jetzt sein.«

»Weshalb sind die Dämonen denn überhaupt hinter euch her? Was hat es mit dieser Bruderschaft auf sich?«

»Es gibt keine Bruderschaft«, sagte Samuel Stedelhoum abweisend.

Renee winkte ab. »Es gibt sie *momentan* nicht mehr. Die Mitglieder der Bruderschaft haben sich entschlossen. So, wie ich es mir erhofft hatte. Sie werden vorerst nicht mehr zusammenkommen. Es war ihr freier Wille. Der Wille zum Frieden.«

»Aber…«

»Wenn wir uns zusammengeschlossen hätten«, fuhr Renee fort, »dann hätten wir den Dämonen leicht die Stirn bieten können. Ich weiß, daß Sie dies sagen wollten. Aber damit wäre der Krieg ausgebrochen in Amsterdam. Das wollen wir nicht. Wir sind friedliche Leute. Wir werden diese Sache auf unsere Art und Weise regeln.«

»Und wie? Sie wissen wohl noch nicht, daß einer der Dämonen damit

gedroht hat, in der Gestalt von euch Freaks Menschen umzubringen? Was dann hier losgeht, dürfte Ihnen wohl klar sein, oder sind Sie so naiv, das auch einfach abzutun?«

Er schüttelte bedächtig den Kopf. »Oh, wir tun weder dies noch die andere Sache einfach ab. Wir haben einen Plan, Miß King.«

»Und?«

Renee van Torn lächelte schmal und freudlos. »Die Dämonen wollen die angeblichen Rädelsführer der Bruderschaft. Es gab jedoch keine Anführer. Es war ein lockerer Zusammenschluß ohne menschliche Bürokratie. Aber die Dämonen sollen trotzdem ihren Willen haben. Die Anführer – das sind ab jetzt wir. Wenn wir vernichtet sind, dann ist auch die Bruderschaft vernichtet. So argumentieren die Dämonen. Es ist ganz einfach. Das Hauptquartier wird nicht verraten. Niemand von der Dämonen-Mafia wird es je finden können.«

»Das ist Wahnsinn! Ihr wollt euch opfern, ohne eine andere Möglichkeit nur in Betracht zu ziehen?«

»Es gibt keine andere Möglichkeit. Wenn wir tot sind, dann…« Er lächelte wieder. »Dann gibt es auch keine Spuren mehr. Und für die Dämonen keinen Grund, weshalb sie die Menschen heimsuchen sollten.«

»Wartet doch…«

Er schüttelte entschieden den Kopf. »Wir müssen es hinter uns bringen, bevor die Dämonen unschuldige Menschen ermorden. Es muß sein.«

Damit wandten sie sich ab. Sie verließen den Keller. Die modrige Tür schrammte über den erdigen Boden und wurde verschlossen.

Damona sah ein Spinnennetz wedeln, dann kam auch das Gespinst wieder zur Ruhe.

Sie war allein in dem Keller.

Aus einem sehr hohen, schießschartenähnlichen Fenster fiel ein schmaler Lichtstreifen.

Irgendwo war das leise Plätschern von Wasser zu hören. Dann wieder das Schlagen der Glocken von der nahen Kirche.

Aber zu der Zeit kümmerte sich Damona bereits in fieberhafter Eile um ihre Fesseln.

Jetzt konnte sie nur noch hoffen, daß sie nicht zu spät kam…

***

Beim fünften Versuch klappte es!

Damona warf sich wieder mit voller Kraft gegen die Stricke, ihr Körper spannte sich an, pendelte halb herum, dann gab es einen Ruck. Quietschend verbog sich das rostzerfressene Rohr. Rost blätterte ab und rieselte auf Damona herunter. Die Stricke schabten über scharfe Risse und Schrunden – und fetzten durch. Damona flog durch die Luft.

Die Landung klappte einigermaßen. Wenn man derart oft unfreiwillige Flugübungen macht, dann lernt man das mit der Zeit. Sie kam geschickt auf, rollte auch ab, dann aber schlug sie gemein gegen einen hohe Kiste. Staub regnete auf sie herunter. Sie hustete und fluchte und rappelte sich hoch.

Dann brauchte sie noch einmal zwei Sekunden, bis sie die Fesseln abgestreift hatte. Sie lief zur Kellertür. Das war das nächste Hindernis, und es würde ihr wahrscheinlich mehr Schwierigkeiten machen wie die Fesseln.

Aber als sie die Klinke drückte und an der Tür rüttelte, wurde sie plötzlich aufgerissen.

Damona wollte schon vornübergeduckt losrennen und dem Kerkermeister zeigen, daß auch sie einen harten Schädel hatte, als sie ihn erkannte.

Gerade noch stoppte sie ab.

»Mike!«

Entgeistert sagte sie seinen Namen.

»Und jetzt willst du wissen, wie ich hierher komme, hab ich recht? – Bevor du fragst – Ben ist auch hier.«

Sie sah die kleinere Gestalt hinter Mike im gleichen Augenblick.

»Ja!« sagte sie ganz entschieden. Da stürmten sie bereits die steile Kellertreppe hinauf.

»Thomas Warner hat uns eine weitere Botschaft zukommen lassen. Über Laurinda.«

»Und wo ist Laurie?«

»Sie ist…« Mike brach kurz ab. »Sie liegt im Koma. Ein Dämon hat ihr die Seele gestohlen. Gevatter Totschlag. Du weißt ja, Thomas hat auch diesen Namen erwähnt.«

»Ihre Seelenenergie soll dazu dienen, Scheinwesen mit dem Aussehen von Freaks gegen die Menschen loszuhetzen. Scheinwesen, die jedoch tödlich sind.«

»Dazu wird es nicht kommen«, sagte Damona.

»Warum nicht? Ich hab' doch selbst gehört, wie die Dämonenfratze die Drohung ausgesprochen hat«, sagte Mike. »Und Thomas hat uns bestätigt, daß Gevatter Totschlag bereits aktiv ist!«

»Die Freaks wollen sich opfern. Sie wollen sich dem Dämon als Anführer der Bruderschaft zu erkennen geben. Er wird sie vernichten. Damit ist die Bruderschaft erledigt – muß der Dämon wenigstens annehmen. Auf jeden Fall aber sind die Menschen dann sicher.«

»Du liebe Güte, kannst du mir sagen, was wir dann jetzt tun? Wir müssen Lauries Seele zurückbekommen. Thomas erhält ihren Lebensfunken, und solange er dies tut – oder tun kann – kann ihre Seele immer in ihren Körper zurückkehren. Aber wie lange Thomas das noch aushält, weiß niemand. Es kann jetzt schon zu spät sein.«

»Und die Freaks…«, warf Ben ein, der sich bis jetzt schweigsam verhalten hatte.

Er sah nicht gut aus, schien Schmerzen zu haben. Nicht nur wegen Laurinda. Er wirkte abgekämpft und mußte einige Strapazen überstanden haben.

Damona antwortete mit einer Gegenfrage: »Hat euch Thomas Warner auch gesagt, wo die Freaks jetzt sind?«

»Ja. In der Westerkerk. Im Glockenturm oben.«

»Dann müssen wir dorthin.«

***

Sie saßen im Kreis um die gewaltige Glocke, die jetzt in Ruhestellung hing. Auf ein Zeichen Renee van Toms ergriffen sie sich an den Händen.

Es war kalt, hier oben, im Glockenturm der Westerkerk. Der Wind pfiff durch die Ritzen. Die Schwüle, die sich wie eine Glocke über die Stadt heruntergesenkt hatte, war hier drinnen noch nicht zu spüren. Vielleicht lag das auch noch an der Höhe. Im Gebälk knackte und knisterte es. Es war ein alter Glockenturm. Das Holz war morsch.

Die Freaks konzentrierten sich.

Renee van Torn sah seine Gefährten der Reihe nach an. Sigrijd Kress. Verena Kelter, deren Gesicht mehr an einen Totenschädel, als an den eines Menschen erinnerte. Samuel Stedelhoum. Paul Vonjer.

Joskan Grendel.

Sie alle waren freiwillig hier.

Freiwillig wollten sie sterben. Sich opfern. Der Tod war im Grunde genommen eine Erlösung für sie. Trotzdem gestand sich Renee van Torn ein, daß er gern lebte. Jeder von ihnen lebte gern. Als wären sie ganz normale Menschen. Seltsam, daß er sich dies erst in dem Augenblick selbst zugab, in der er bereit war, dem Tod auf die Schippe zu springen.

Ihr Dasein war hart. Hart und grausam, denn sie waren Gejagte.

Dennoch hatten sie sich nicht unterkriegen lassen. Sie hatten das Leben – ihr Leben – angepackt.

Die Bruderschaft war ein Weg, eine Möglichkeit, es zu meistern.

Die Bruderschaft war die Hoffnung und das Licht.

Deshalb waren die sechs Freaks bereit, zu sterben. Und für die Menschen. Das waren die beiden Hauptgründe. Keiner von ihnen dachte momentan daran, daß er im Tod Erlösung finden würde.

Sie riefen den Dämon.

Renee van Torn wußte, daß er Gevatter Totschlag hieß. Er hatte einige rangniedere Kriech-Dämonen beschworen und sie um Auskunft gebeten.

»Gevatter Totschlag!« flüsterte Renee van Torn, und seine Gefährten

wiederholten die Worte. »Wir ergeben uns dir. Wir sind es, die du suchst… Wir sind die Anführer der Bruderschaft …«

Die Glocke, die vor ihnen von dem gewölbten Deckengebälk hing, begann leicht zu vibrieren. Die magische Aura, die die Freaks umgab, beeinflußte die geweihte Glocke.

Ein helles Singen erfüllte die Luft.

Als der Kröten-Dämon, der sich Gevatter Totschlag nannte, auftauchte, verwandelte sich das Singen in ein infernalisches Dröhnen…

Fester, packten sich die Freaks bei den Händen.

»Da bin ich!« rief der Kröten-Dämon! Schwarz, riesig und pulsierend hing er über ihnen im Halbdunkel des Glockenturms.

»Habt ihr gedacht, die weißmagischen Ausstrahlungen der Kirche würden mich abhalten? Nichts hält mich ab – oder auf, wenn es darum geht, euch Freak-Brut zu erledigen!« Er schwebte tiefer. Der schwarze Film, der ihn wie eine zweite Haut umgab, war ein magischer Schutzschirm. Renee van Tom kannte das. Der Dämon hatte sich abgesichert. Wahrscheinlich unterstützte ihn Asmodis' Höllenenergie.

»Ihr seid also die Anführer der Bruderschaft? Der geheimnisvollen Bruderschaft?« schnauzte der Dämon spöttisch.

»Ja«, antworteten die Freaks synchron, denn der Körperkontakt ermöglichte es ihnen, wie ein einziges Individuum zu denken und zu handeln.

»Und die anderen?«

»Wir waren nur zehn.«

Die geistigen Fühler des Kröten-Dämons fraßen sich in ihr Gemeinschafts-Bewußtsein, wühlten, rumorten, tobten. Renee spürte glühendheißen Schmerz. Er krümmte sich, wand sich, aber er ließ die Hände der neben ihm Sitzenden nicht los.

»Es stimmt tatsächlich«, sagte Gevatter Totschlag überrascht. Er zog seine Gedankenfühler zurück. »Und es gibt auch tatsächlich kein Freak-Hauptquartier.« Der Dämon lachte.

Der Bluff gelang.

Renee van Tom dachte diesen Gedanken nur flüchtig. Getarnt.

Tief, tief im Unterbewußtsein.

»Töte uns. Mach ein Ende!«

»Oh, das werde ich. Aber es wird nicht schnell gehen, das verspreche ich euch. Ihr werdet euren mutigen Entschluß bereuen. Wieso habt ihr euch überhaupt gestellt?« Mißtrauen flackerte in Gevatter Totschlag auf.

»Wegen der Menschen?«

»Du wolltest sie von Dämonen in Freak-Gestalt töten lassen. Das darf nicht sein. Sie dürfen nicht für uns büßen.«

Gevatter Totschlag lachte. »Ihr hirnlosen Narren. Gut, gut. Ihr werdet jetzt sterben. Bereitet euch darauf vor. Ihr werdet verbrennen. Von innen heraus. Langsam. Sehr langsam. Ihr werdet es bis ganz zum Schluß miterleben. Euer Gehirn wird nicht abschalten. Keine Ohnmacht, nichts wird euch helfen, die Schmerzen zu ertragen. Das ist die Strafe für euren Frevel.«

»Und die anderen…?«

»Aus euren Gehirnen habe ich ersehen, daß sie keine Schuld trifft. Sie waren nicht begeistert von eurer Idee. Also werden sie nicht bestraft.«

Renee van Tom spürte die Zufriedenheit in sich. Aber er tarnte auch sie sofort.

Der Kröten-Dämon merkte nichts.

Dann folgte der dämonische Feuerschlag, und das schäbige, staubige Innere des Glockenturms verging im Chaos…

***

Die Glocken der Westerkerk begannen zu schlagen.

Mächtig schwangen die gußeisernen Klöppel hin und her, und die Glocken pendelten, und die lauten, reinen Töne hallten und erfüllten den Glockenturm.

Gevatter Totschlag hielt es nicht länger aus.

Zufrieden vergewisserte er sich noch einmal, daß die sechs Freaks in Flammen standen… Ja, das *schwarze Feuer* verbrannte sie von innen heraus. Die Schreie der Frevler übertönten in ihrer schrillen Verzweiflung beinahe die Glocken.

Gevatter Totschlag zog sich zurück.

Sein Auftrag war erfüllt.

Er konnte Asmodis einen vollen Erfolg melden…

***

Noch immer schlugen die Glocken an.

Unsichtbare Hände schienen sie immer schneller schwingen zu lassen. Weithin hallte ihr Klang über Amsterdam.

Und mit dem Verschwinden des Kröten-Dämons geschahen gleichzeitig mehrere Dinge…

– Der Dämonen-Freak, der Susi Vronjer von der heißen Party ihres Brötchengebers Andreas Houmner entführt hatte, löste sich plötzlich auf.

Er verschwand so geheimnisvoll und unerklärlich, wie er aufgetaucht war.

Susi prallte hart zu Boden, wo sie wimmernd liegenblieb. Passanten, die zufällig Zeuge dieses Geschehens geworden waren, eilten herbei. Man rief einen Notarztwagen.

Susi Vronjer hatte noch einmal Glück gehabt. Das aber bekam sie nicht mit. Ihr Geist hatte sich verwirrt. Es würde lange dauern, bis sie

wieder lachen konnte…

– In der Pension Ebenhealzer gellte ein markerschütternder Schrei auf.

Frederik Ebenhealzer hastete die Treppenstufen zu dem Zimmer hoch, das er Ben Murray und seiner Begleiterin Laurinda Mclntire vermietet hatte.

Von Ben Murray war er vage darüber informiert worden, daß es Miß Mclntire nicht besonders gut ging.

Als Frederik Ebenhealzer die Tür aufschloß und hineinging, fand er eine völlig aufgelöste, aber glückliche Laurinda Mclntire vor. Als sie ihn sah, riß sie die Bettdecke bis ans Kinn hoch, tarnte damit ihre beeindruckenden Blößen und funkelte den fassungslosen Frederik Ebenhealzer an. »Sie unhöflicher Mensch! Wie können Sie so einfach in das Zimmer einer schwachen Dame eindringen?«

»Ich – ich…«, stotterte Frederik. Er kapierte überhaupt nichts mehr.

»Sie haben geschrien, Madam.«

Der Blick, den Miß Mclntire ihm zuwarf, ließ ihn eine sehr rasche Kehrtwendung machen und das Zimmer ohne weitere Erklärung verlassen. »Entschuldigen Sie, bitte!« Das stieß er noch heraus, dann zog er die Tür hinter sich ins Schloß. Sollte sich Mr. Murray darum kümmern. Der konnte das sicher besser.

Frederik Ebenhealzer war froh, daß der Spuk in seinem Haus vorbei war. Nur gut, daß außer den beiden Engländern noch keine anderen Gäste da waren. Er würde versuchen, alles, was gewesen war, zu vergessen. Die lebenden Leichen – den Vampir – alles.

***

Mike und Ben kümmerten sich um Damona King.

Sie lag am Fuße der steilen Treppe, die in den Glockenturm der Westerkerk hochführte. Ihre Augen waren geschlossen, aber aus den Augenwinkeln rannen blutige Tränen und zeichneten ein bizarres Filigranmuster auf ihre Wangen.

Als auf der Treppe behutsame Schritte laut wurden, blickte Mike hoch. Das Glockengeläut hämmerte auch in seinen Ohren. Kraftvoll und wild und rein.

Dann standen die Freaks mit betretenen Gesichtern da. Alle hatten sie das dämonische Inferno wohlbehalten überstanden. Renee van Torn, Paul Vonjer, Sigrijd Kress, Samuel Stedelhoum, Joskan Grendel und auch Verena Kelter, die von Paul getragen wurde.

»Warum leben wir? Was ist geschehen?« fragte Renee krächzend.

»Ihr lebt, weil Damona den Feuerschlag des Dämons auf sich gelenkt hat«, sagte Ben. »Fragt mich nicht, wie sie das gemacht hat.«

»Und der Dämon?«

Mike antwortete an Bens Stelle: »Der hat mittlerweile wohl

freudestrahlend miterlebt, wie ihr gestorben seid. Vorspiegelung falscher Tatsachen nennt man das wohl.«

»Dann…«

»Ja. Ihr seid am Leben, ihr könnt weiter am Aufbau der Bruderschaft mitarbeiten. Ihr müßt diesmal nur besser aufpassen, daß es keine Gerüchte mehr gibt. Und wenn, dann laßt ihr euch das nächste Mal freiwillig helfen – wenigstens von uns, okay?«

Die Freaks nickten.

»Aber Damona… Was ist mit ihr? Ist sie – tot?« Renee van Tom schluckte hart.

Er bekam keine Antwort.

***

Sie erlebte den grauenvollen Feuerschlag wieder und wieder.

Die schwarzmagischen Energien, die der Dämonenzauber freisetzte… Die schwarze Flutwelle, in der Laurindas Seele gefangen war und somit die Flutwelle überhaupt erst ermöglichte.

Ein weißer-Zauberspruch, und –Ihr Bewußtsein wurde vom Körper getrennt und in die Weiten der ewigen Schwärze des Todes davongepeitscht. Die Schreie der Freaks verhallten. Blieben zurück. Die vage Macht des Hexenherzens unterstützte Damona. Eine Macht, die nicht steuerbar, sondern einfach nur da war.

Irgendwann sah sie den hellen Lichtpunkt. Ein Gedankenimpuls, und sie war bei ihm. Sie packte zu. Vertraute Impulse, schwach, vage, verwischt von der Macht des Zaubers, schlugen ihr entgegen.

Damona zerfetzte das Gespinst des Dämonen-Zaubers und kehrte ihn um. Der Kröten-Dämon sah die Vernichtung der Freak-Gemeinschaft.

Aber diese Vernichtung war nicht echt. Nicht real. Es war ein *Phantom-Geschehen.*

Damona hatte Lauries Seele befreit.

Angezogen vom Lebensfunken, den Thomas Warner in Lauries Körper am Brennen hielt, kehrte sie zurück und fuhr wieder in den Leib ein. Laurinda Mclntire schrie – und dann erinnerte sie sich nicht mehr an das Geschehene.

Damona aber hörte den reinen Klang der Glocken der Westerkerk, und — schlug die Augen auf.

Mike und Ben jubelten. Die Freaks vergaßen alle ihre Zurückhaltung und stimmten in diesen befreiten Jubel mit ein. Paul und Sigrijd tanzten sogar.

Dann kamen die Fragen. Alle redeten durcheinander.

Mike hob sie hoch und drückte sie an sich. Die blutigen Tränen, die Damona geweint hatte, versiegten. Dafür heulte Ben, als er erfuhr, daß seine Laurinda ebenfalls gerettet war.

Es war ein Tohuwabohu. Damonas Schädel brummte. Die Freaks

luden sie alle ein, mit ihnen zu kommen. Es gab so viel zu besprechen. So vieles, das sie wiedergutmachen wollten. Aber niemand war ihnen böse. Es gab keinen Grund. Sie hatten sich für ihre Gefährten und für die Menschen opfern wollen. Konnte man ihnen dafür böse sein? Bestimmt nicht.

Als sie alle hinaustraten in das helle Licht des Tages, dachte Damona nur sehr kurz an den Kröten-Dämon Gevatter Totschlag. Sie hatte ihn entkommen lassen müssen. Schließlich sollte er Asmodis von der ›Vernichtung‹ der Freak-Bruderschaft berichten.

Irgendwann würde sie dieser Bestie vielleicht wieder gegenüberstehen.

Dann waren die Karten möglicherweise besser verteilt.

So aber war auch alles im Lot. Die Bruderschaft der Freaks existierte, Laurinda Mclntire lebte – und Ben, Mike und sie auch.

Das war weit mehr, als sie noch vor ein paar Minuten erwartet hatte.

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 79 »Bastardas Höllentanz«
[2]Siehe Damona King Nr. 84 »Die Königin der Katzen«
[3]Siehe Damona King Nr. 62 »Bastardas Bestien«
[4]Siehe Damona King Nr. 73 »Der Fluch der Totengöttin«